ysée
BACH – Tel. 283
r Sonntag, 2.00 u. 8.15 Uhr
r Dienstag, 8.15 Uhr
ayne, Hardi Krüger
lsa Martinelli
— HUMOR — GEFAHR
latari«
noch nie auf der Leinwand erlebt.
Ruf der Eingeborenen, wenn agd auf die gefährlichsten enschliche Leidenschaft unter m Himmel Ostafrikas
che Jugendliche zugelassen
Eintrittspreise: 25,-, 20,- Fr. nder 10,- Fr.
woch, 8.15 Uhr
lschaftsfilm nach dem "Hör der Welt der Einsamen und Suchenden
titut Aurora
Carlos Tompson, Elisabeth ild, Klaus Holm u.v.a.
fl. Jugendliche zugelassen
dienst der Ärzte
ten folgender Ärzte:
aine, Dr. Hourlay, Dr. Müller, ain und Dr. Viatour,
it benachrichtigt, daß am
den 12. Januar 1964
em Sonntagsdienst beauftragt Tel. Elsenborn 194
hrte Firma in Heizöl
biete Eupen-Malmedy-St.Vith
RTRETER
Jungen dynamischen Herrn. Gehalt und Provision.
e Offerte an die Werbepost
NSITZUNG
EYWERTZ
den 12. Januar 1964
ale Hermann
beliebten Blas-Musik
et freundlichst ein
t "Zur alten Linde"
ffnung 19.30 Schlagerparade
g, den 12. Januar
fest in Emmels
ßer BALL
Saale Feyen
Kapelle "Melodia"
che Einladung an alle
rt und die Kapelle

ST. VITHER ZEITUNG

Die St. Vither Zeitung erscheint dreimal wöchentlich und zwar dienstags, donnerstags und samstags mit den Beilagen „Sport und Spiel", „Frau und Familie" und „Der praktische L. .dwirt"

TELEFON Nr 28193

Druck und Verlag: M. Doepgen-Beretz, St. Vith, Hauptstraße 58 u .d Malmedyer Straße 19 / Handelsregister Verviers 29259 Postscheck-Konto Nummer 589 95 / Einzelnummer 2 Francs

Nummer 5 — St.Vith, Dienstag, den 14. Januar 1964 — 10. Jahrgang

Unruhen in Kalkutta

Sechzig Tote

KALKUTTA. Bei Zusammenstößen zwischen Hindus und Moslems in Kalkutta und Umgebung sind in den vergangenen Tagen mehr als 60 Menschen ums Leben gekommen, wie der Regierungschef des indischen Unionsstaates Westbengalen, P. C. Sen, berichtete.

Bei den jüngsten Zwischenfällen in Gaighata an der Grenze Indiens mit Westpakistan wurden drei Polizisten, die zum Schutz der Moslems eingesetzt waren, durch einen wütenden Hindu-Mob gelyncht. Polizeiverstärkungen konnten die Ruhe wiederherstellen. Moslems kamen nicht zu Schaden.

Die Ausschreitungen von Hindus gegen Moslems in Westbengalen hatten am vergangenen Donnerstag mit Demonstrationen von Studenten und Arbeitern in Kalkutta begonnen. Die Polizei sah sich an diesem und an den folgenden Tagen siebenmal genötigt, das Feuer auf die Unruhestifter zu eröffnen, um Ausschreitungen und Plünderungen zu unterbinden.

Die Presse Kalkuttas wurde von Pakistan beschuldigt, Hetze gegen die indischen Moslems betrieben und den Mob zu Gewalttätigkeiten aufgereizt zu haben. Die indische Regierung hat Truppen nach Kalkutta und anderen Orten Westbengalens verlegt, um der Polizei bei der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung zu helfen.

Offizieller amerikanischer Tabakkrebs-Bericht

Zehntausend wissenschaftliche und ärztliche Abhandlungen wurden geprüft, um zu dem Schluß zu kommen, daß Zigarettenrauchen gesundheitsschädlich ist — Die amerikanischen Zigarettenhersteller blasen zum Gegenangriff: Lungenkrebs bestand schon, bevor die Zigarette erfunden wurde

Washington. Regelmäßiger Zigarettenkonsum sei ein wichtiger Erregungsfaktor für Lungenkrebs und dürfte bei anderen Krebsarten, namentlich bei Harnblasenkrebs und bei anderen gefährlichen Herz- und Lungenkrankheiten, wie Emphysem, chronischer Bronchitis und Herzkranzgefäß-Erkrankungen, von ausschlaggebender Bedeutung sein. So lauten die Schlußfolgerungen eines Berichtes, der nach monatelangen Arbeiten von einer von der amerikanischen Regierung bestellten Untersuchungskommission aufgestellt wurde.

Der offzielle Untersuchungsausschuß hat Titanearbeit geleistet. Zehntausend wissenschaftliche und ärztliche Abhandlungen und Beiträge aus aller Welt hat er eingehend geprüft, um zu dem Schluß zu kommen, daß Zigarettenrauchen gesundheitsschädlich ist.

Diese Behauptung ist nun nicht neu. Der amtliche Bericht des US-Gesundheitsministeriums bringt denn auch nicht viel Neues. Seine Bedeutung erhält der Bericht vor allem durch die Tatsache, daß nach zahlreichen Aerzte- und Wissenschaftler-Vereinigungen und unzähligen Forschern die Regierung der Vereinigten Staaten offiziell Stellung nimmt.

Daß die amerikanische Regierung eine doch im höchsten Interesse der Volksgesundheit liegende Stellungnahme solange hinausgezögert hat, hat vor allem einen Hauptgrund: Mit der amerikanischen Zigarettenindustrie stehen Milliarden auf dem Spiel. Eine Verringerung der Tabakproduktion dürfte zu empfindlichen wirtschaftlichen Rückschlägen führen.

Die im "Tabacco Institute" zusammengeschlossenen amerikanischen Zigarettenhersteller haben denn auch schon zum Gegenangriff geblasen. Um die eventuellen Auswirkungen des amtlichen Berichtes so weit wie möglich einzudämmen, hat das Institut noch vor Bekanntgabe des Regierungsberichtes einen Gegenbericht veröffentlicht. In dem sechzehn Seiten umfassenden Schriftstück werden gleichfalls von Fachärzten, die krebserregenden Eigenschaften des Tabaks als belanglos abgetan. Unter anderem wird betont, daß der Lungenkrebs bereits bestand, bevor die Zigarette erfunden wurde, und daß Nichtraucher ebenso wie Raucher an Lungenkrebs erkranken. Zudem werde die Mehrheit der Raucher überhaupt nicht von Lungenkrebs befallen.

Die in den vergangenen Jahren beträchtlich zugenommene Zahl der Krebskranken wird in dem Gegenbericht auf die heute besseren Methoden der Diagnose, auf die gegenüber früheren Zeiten öftere Ausmachung der Krankheit sowie auf den Bevölkerungszuwachs und auf das durchschnittlich längere Lebensalter des Menschen zurückgeführt.

Auch die amerikanische Vereinigung zur Krebsbekämpfung hat einen Bericht veröffentlicht. Ueber einunddreißig Seiten lang wird dargelegt, daß die Forschungsarbeiten der vergangenen fünfzehn Jahre positiv bewiesen haben, daß Zigarettenrauchen die Hauptursache der nie dagewesenen Zunahme der Lungenkrebsfälle sei.

Die Außenminister der "6" in Brüssel

Im Kongreßpalast trafen sich die Außenminister der "Sechs" als Vertreter ihrer Länder zu Besprechungen. Von links: der holländische Außenminister Luns, der beig. belgische Außenminister Fayat u. Generalsekretär Calmes.

Panama-Streit

Appell der UNO

NEW YORK. Der gegenwärtige Vorsitzende des Weltsicherheitrates, der Bolivier Justiniano, hat am Samstag die Außenminister der USA und Panamas, Rusk und Solis, aufgefordert, dem Blutvergießen an der Panamakanalzone ein Ende zu bereiten. Bei den bewaffneten Zusammenstößen zwischen amerikanischem Militär und panamaischen Demonstranten sind bereits 20 Menschen getötet und 300 verwundet worden.

Vor dem UNO-Appell an die USA und Panama hatte sich der Weltsicherheitsrat in den frühen Morgenstunden des Samstags auf einen unbestimmten Termin vertagt. Der Rat hatte beschlossen, erst die Ergebnisse der Vermittlungsaktion der Organisation Amerikanischer Staaten abzuwarten.

Die OAS hat inzwischen ein sogenanntes Friedenskomitee zur Vermittlung eingesetzt. Der sowjetische UNO-Delegierte Fedorenko, der zunächst Sofortmaßnahmen der UNO gefordert hatte, schloß sich später dem brasilianischen Antrag, zunächst die Vermittlungsergebnisse der OAS abzuwarten, an.

Der panamaische Präsident Chiari soll inzwischen drei Bedingungen für eine Wiederaufnahme der am Vortage abgebrochenen diplomatischen Beziehungen zu den USA genannt haben. Es sind:

1. die echte Souveränität Panamas über die Kanalzone.
2. Abführung eines gerechten Anteils an den Einkünften für die Benutzung des Kanals an die Republik Panama.
3. Gleichstellung der panamaischen Bediensteten in der Kanalzone mit den amerikanischen.

Die bewaffneten Zusammenstöße waren durch Auseinandersetzungen zwischen amerikanischen und panamaischen Schülern und Studenten um die Hissung ihrer Nationalfahnen ausgelöst worden. Ursache der Auseinandersetzungen sind die sozialen Spannungen zwischen den gut bezahlten in der Kanalzone lebenden Amerikanern und die Armut der panamaischen Bevölkerung.

Tuberkulosefürsorge zog in ihren modernen Neubau ein

Feierliche Einweihung in Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten

ST.VITH. Eine Gesellschaft auserlesener Persönlichkeiten hatte sich am vergangenen Samstag morgen in der Pulverstraße zur Einweihung des Neubaus der Tuberkulosenfürsorge Prinz Balduin eingefunden. Als Vertreter des Gesundheitsministers war Generaldirektor Bosquet erschienen, Dr. Destexhe vertrat die Provinzialabteilung Lüttich des Tuberkulosenwerks, in Vertretung des erkrankten Provinzgouverneurs und des verhinderten Bezirkskommissars war Herr Heuschen erschienen. Weiterhin waren u. a. anwesend: Dr. Millet, Präsident des Nationalen Tuberkulosenwerkes; hochw. Dechant Breuer; hochw. Direktor Pankert von der Bischöflichen Schule; N. Jacobs, Leiter der städtischen Volksschule und Professor Jadin als Vertreter der staatlichen Mittelschule. Fast alle Bürgermeister des Kantons und viele Gemeindesekretäre waren ebenfalls erschienen. Architekt V.W. Schütz und Unternehmer Leufgen als Gestalter bezw. Erbauer des neuen Hauses hatten sich ebenfalls eingefunden. Die Stadt St.Vith wurde durch Bürgermeister W. Pip vertreten.

Als Gastgeber waren neben dem Präsidenten des Werkes, K. Kreins noch drei der Mitgründer aus dem Jahre 1937 anwesend (Frl. Daleiden, und die Herren Freres und Jacobs; Dr. Grand; Herr und Frau Herbrand; Frl. Maraite und Frau Doome).Als Volksvertreter hatten sich die Abgeordneten Van der Schueren und Schyns, sowie Provinzialrat Haas eingefunden.

Der Neubau, über den wir in Kürze ausführlich in Wort und Bild berichten werden, wurde von allen Anwesenden als äußerst gut gelungen und trotz aller Zweckmäßigkeit als schön empfunden.

Im großen und hellen Warteraum begann die Feier mit einiger Verspätung, weil die hohen Gäste wegen des Glatteises nicht rechtzeitig erscheinen konnten. Präsident K. Kreins, dessen Initiative vor allem dieser Neubau zu verdanken ist, ergriff als Erster das Wort zu folgenden Ausführungen:

Es wird mir die große Ehre zuteil, Ihnen den Wortlaut des Briefes bekanntzugeben, welchen der Großhofmarschall des königlichen Hofes am letzten 20. Dezember, im Namen S. M. des Königs an mich gerichtet hat:

Brüssel, den 20. Dezember 1963

Herr Präsident!

Durch Schreiben vom 16. Dezember haben Sie dem König den Wunsch geäußert, daß es S. M. gefallen möge, der am 11. Januar 1964 in St.Vith veranstalteten Eröffnungsfeierlichkeit der Tuberkulosenfürsorgestelle „Prinz Balduin" beizuwohnen.

Der König hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er die Gefühle, die Ihren Antrag veranlaßt haben, recht empfunden hat, und Ihnen hierzu dankt.

Er wird jedoch bedauern, Ihrem Antrag nicht die zum Ausdruck gebrachte Folge zuteilwerden lassen zu können, da, seit geraumer Zeit schon, für diesen Tag eine Verpflichtung eingegangen war. S. M. übersendet Ihnen, sowie auch den Mitgliedern des Verwaltungsrates des Werkes, dessen Vorsitzender Sie sind, die besten Wünsche für das gute Gelingen der, am 11. Januar veranstalteten Feier. Genehmigen Sie, Herr Präsident, den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.

gez. Der Großhofmarschall des Königlichen Hofes.

Der Herr Gouverneur der Provinz ist, aus gesundheitlichen Gründen am Erscheinen verhindert; die Herren Bezirkskommissar HOEN, Senator PONTUS und der Herr Professor VAN BENEDEN sind durch andersweitige Verpflichtungen verhindert sowie Herr Arch. Gillard: Herr Lenfant und haben mich gebeten ihre Abwesenheit entschuldigen zu wollen.

Meine Damen, meine Herren!

Im Namen des Vorstandes der Tuberkulosenfürsorge „Prinz Balduin" St.Vith, habe ich die Ehre, Sie aufs herzlichste zu begrüßen.

Wir danken Ihnen, daß Sie so zahlreich unserer Einladung Folge geleistet haben, trotz der mannigfalten Pflichten, die Ihnen obliegen.

Wir freuen uns über das große Interesse, das Sie bekunden, bezüglich eines sozialen Werkes, welches nur EIN Ziel kennt: die Erhaltung und das Wohlergehen der gesamten Bevölkerung: die GESUNDHEIT.

In diesem Sinne wurde in 1937 durch verantwortungsbewußte Bürger, Damen und Herren der Stadt St.Vith, unter dem Vorsitz des Herrn Baron GREINDL, das Werk der Tuberkulosen des Kantons St.Vith TUBERKULOSENFÜRSORGESTELLE PRINZ BALDUIN in St.Vith gegründet.

Von den Gründungsmitgliedern sind noch im heutigen Vorstand: Frl. DALEIDEN, Herr FRERES und Herr JACOBS.

Für die anderen verstorbenen Mitbegründer bitte ich um eine Minute des stillen Gedenkens.

Vor Ausbruch der Feindseligkeiten, in 1940, war das neue Gebäude soeben fertiggestellt.

Durch den Krieg wurde unsere Tätigkeit unterbrochen; leider wurde auch das Gebäude durch Kriegseinwirkung und Witterungseinflüsse für unseren Zweck unbrauchbar.

Im Jahre 1945 wurde unter schwierigsten Verhältnissen die Tätigkeit wieder aufgenommen, aber nur in sehr beschränktem Maße, vorerst in der Wohnung des verstorbenen Gründungsmit-

Fortsetzung Seite 4

MENSCHEN UNSERER ZEIT

Leopold Senghor

Der "dichtende Staatschef" von Senegal

Von allen Staatschefs der jungen afrikanischen Nationen ist Leopold Senghor eine der interessantesten Persönlichkeiten. Man hat ihn oft den „dichtenden Staatschef" genannt, aber wer daraus schlösse, daß dieser Mann den Musen mehr zugetan ist als der Macht, der wäre im Irrtum. Senghor wird von seinen Angehörigen als Idealist verehrt und von seinen Gegnern als Diktator bezeichnet. Seit 1962 ist er unumstrittener Herr über die Republik Senegal an der afrikanischen Westküste. Bei den letzten Wahlen errang er rund 90 Prozent aller Stimmen.

Senegal wurde 1958 ein autonomer Staat, beschloß aber, Mitglied der „Communauté Francaise" zu bleiben, jenes Zusammenschlusses ehemaliger französischer Kolonien, die die Verbindungen zum einstigen Mutterland nicht abreißen lassen wollten.

Im darauffolgenden Jahr schloß sich Senegal mit dem benachbarten Sudan zu der Mali-Föderation zusammen, doch diese war nur von kurzer Dauer. Sehr bald ergaben sich zwischen den beiden Partnern Meinungsverschiedenheiten. Sie führten dazu, daß Senegal aus der Föderation austrat und seine eigenen – mehr nach Frankreich ausgerichteten – Wege ging. Noch im gleichen Jahr – 1960 – wurde Senghor Staatspräsident des Landes. Er teilte sich freiwillig die Macht mit Mamadou Dia, der das Amt des Ministerpräsidenten übernahm.

Dia, der ehemalige Lehrer, und Senghor, der Philosoph, schienen anfangs recht gut miteinander auszukommen. Dann aber, im Dezember 1962, hatte Dia so viel Gefallen an der Macht gefunden, daß er sie für sich allein haben wollte. Es kam zu einem Putsch, der jedoch nach wenigen Stunden niedergeschlagen wurde.

Hauptfolge des erfolgreichen Putsches war der Uebergang zum Präsidialsystem, das Senghor alle Macht in die Hand gab: Er wurde Regierungs- und Staatschef in einer Person.

Bei den Wahlen im November 1963 kam es zwar zu blutigen Ausschreitungen, doch der Staatschef erhielt jeweils neun von zehn Stimmen. Er hatte Grund mit diesem Erfolg zufrieden zu sein.

Professor in Frankreich

Leopold Senghor hat eine einmalige Karriere hinter sich. Er entstammt einer armen Negerfamilie. Das Abc erlernte er in einer französischen Missionsschule. Die Patres waren von seiner Intelligenz so beeindruckt, daß sie den jungen Mann für ein Studium in Frankreich vorschlugen. Die Anregung wurde wohlwollend aufgenommen.

Senghors akademische Laufbahn war ungewöhnlich. Während die meisten afrikanischen Studenten in Frankreich bald in den Bann der Lehren von Lenin, Stalin oder wenigstens der von Karl Marx gerieten, fand der Stipendiat seine geistige Heimat bei den humanistischen Philosophen. Er begann Gedichte zu schreiben, die ihn bekannt machten.

Leopold Senghor kann sich noch heute rühmen, der erste schwarze Afrikaner gewesen zu sein, dem von einer französischen Universität eine Professur angetragen wurde.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat widmete sich Senghor immer mehr der Politik. Sein Ziel war ein souveränes Senegal, wobei er allerdings nicht den Weg der Gewalt beschreiten wollte, denn als Christ und Philosoph verurteilte er die Methoden der schwarzen Radikalisten. Zusammen mit dem Schullehrer Mamadou Dia führte er den langen Kampf um die Unabhängigkeit, der dann schließlich nach de Gaulles Amtsantritt zum Sieg führte.

Paradoxerweise hatte Dia, ein Moslem, bei den Christen mehr Anhänger als Senghor, während Senghor sich der Unterstützung der moslemischen Geistlichkeit erfreute, weil er stärker für die Beibehaltung des Privateigentums und gegen Verstaatlichungsmaßnahmen war.

Versuchungen der Macht

Wer immer den Präsidenten von Senegal persönlich kennenlernte, fand es überaus schwer, nüchtern zu bleiben. Der Staatschef dieses Landes ist ein brillanter Redner und ein charmanter Gastgeber. Mag auch der Prozentsatz seiner Untertanen, die weder lesen noch schreiben können, sehr groß sein, so würde er doch bei jedem internationalen Kongreß von seinen Fachkollegen vollauf anerkannt werden.

Wann allerdings die Wandlung vom Dichter und Gelehrten zum Realpolitiker sich vollzogen hat, vermag niemand mit Bestimmtheit zu sagen.

Senghor dichtet noch heute, und das übrigens nicht schlechter als früher, aber hinter seinem Schreibtisch in Dakar wirkt er doch wie ein nüchterner Manager der Macht.

Wenn ihm seine Gegner häufiger denn je Vetternwirtschaft und andere Dinge vorwerfen, die an Korruption grenzen, dann vergessen sie nur allzuleicht, daß es ihnen letztlich ja auch nur darum geht, ihr Schäfchen ins trockene zu bringen.

Fast überall im Schwarzen Afrika ist Staatspolitik mehr oder weniger Stammes- und Familienpolitik. Selbst da, wo von Demokraten gesprochen wird, geht es nur um ein Schlagwort, dessen Anwendung unter Umständen Millionen wert ist, das aber kaum verstanden wird.

Niemand weiß, ob Leopold Senghor ein Dichter mit politischen Ambitionen oder ein Politiker mit musischen Schwächen ist.

In der Landeshauptstadt Dakar kann man Dutzende von Leuten fragen und ebenso viele verschiedene Antworten bekommen.

Der „Professeur" versteht es meisterhaft, gezielte Fragen mit Dichterzitaten zu beantworten. Manchmal läßt er durchblicken, daß in der Politik de Gaulle sein Vorbild sei.

DIE WELT UND WIR

Im Reich der tausend Schlösser

Ribbeck, das klassische Fontane-Dorf

Der Spottname „des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse" hat in früheren Zeiten sehr anschaulich zum Ausdruck gebracht, daß es Reichtümer auf dem Boden der Mark Brandenburg nicht zu erobern gab. Aber das Leben in diesen kargen Sandstrichen hatte seinen eigenen Zauber, und es hat ihn noch heute, wenn man einmal alle Bedrängnisse des „Zonendaseins" beiseite läßt. Er ruht unangetastet in der ursprünglichen Schönheit des Landes. Man spürt sie am stärksten, wenn man zur Frühlings- und Sommerszeit auf dem Dampfer auf der Havel und ihrer vielen Seen entlangfährt.

Theodor Fontane hat diese Landschaft des Havellandes, die von Potsdam über Brandenburg bis Havelberg sich hinzieht, von den weitgefächerten Seen und Nebenarmen der Havel gebildet und im Norden von Rhinbruch begrenzt wird, das erste Kulturzentrum brandenburgisch-preußischer Geschichte genannt. Die alten, von der Kultur der Prämonstratenser mitgeprägten Bischofsstädte Brandenburg und Havelberg, das Kloster Lehnin, die Residenzstadt Potsdam und später die Hauptstadt Berlin sind Zeugnis dafür.

In der nächsten Umgebung Potsdams liegen Marquardt, Paretz und Glienicke mit ihren Schlössern und auch Kaputh, die Pfaueninsel und Babelsberg. Dörfer und Schlösser scheinen in diese Landschaft nicht hineingebaut, sondern hineingedichtet zu sein. Nicht nur die großen Namen, sondern eben durch die zahlreichen Bauern- und Fischerdörfer mit ihren Schlössern und Herrensitzen wird das Gesicht des Havellandes bestimmt.

Zu den kleinen Schlössern mit der interessantesten Historie gehören Kaputh und Marquardt. Kaputh am Schwielow ist zwar nur ein Dorf, aber ein bedeutender Hafen am Havellauf. In bauchigen, tiefliegenden Zillen schwimmen von hier Millionen Ziegel nach Berlin, die überall in Havelland gebrannt werden. Das Schlößchen, im Stil des Barocks mit repräsentativem Mitteltrakt und vorspringenden Seitenflügeln erbaut, war bis zum Tod der ersten Preußenkönigin, der geistreichen und von Ruf, Große Summen wurden an seine Ausstattung und Pflege verwendet, um es dem beim preußischen Hof eintreffenden Besuch als ein kleines märkisches Juwel zeigen zu können.

1709 fand hier das berühmte „Treffen der drei Friedriche" statt, nämlich der Könige von Dänemark, von Polen und von Preußen. Im Charlottenburger Schloß zu Berlin hängt noch das große Staatsbild, das diese Begegnung der drei Friedriche darstellt. Eine Jacht, die an die Prachtschiffe der alten Phönizier und Syrakuser erinnerte, brachte die Herrscher in einer Lustfahrt von Potsdam nach Kaputh. Unter dem sparsamen Nachfolger des prachtliebenden Friedrich I. wurde aber das Schloß Kaputh von der Etatliste gestrichen und die Jacht gegen einige „lange Kerls" an den Zaren von Rußland vertauscht. Kaputh sank zu einem Jagdhaus herab. Heute befindet sich darin ein Fischerei-Institut.

Im Schlößchen Marquardt, in einem gelehrten Welfenprinzessin Sophie Charlotte, bis 1705 ein bevorzugter Hohenzollernbesitz, eine Sehenswürdigkeit Park an einem Havelarm wundervoll gelegen, hatte sich in den letzten Jahrzehnten die Gastronomie niedergelassen, und es bewahrte seinen Ruf als Ausflugsort auch bis in die ersten Kriegsjahre hinein. In alten Zeiten hieß der Ort Schorin. Einem Schloßhauptmann zu Ehren wurde er 1704 Marquardt benannt.

Park und Dorf verdanken ihren Charakter, soweit ihn der Krieg nicht vernichtete, einem Günstling Friedrich Wilhelms II., dem Minister Hans Rudolf von Bischofswerder. Die Chronik weiß von „musikalischen Geisterstunden" zu berichten, denen sich der König und sein Minister in den Grotten des Parkes hingaben.

Als der Minister 1803 starb, wurde eine Gruft gegraben von der Größe eines ganzen Wohnzimmers, die den sterblichen Leib aufnahm. Seine wegen ihres Geizes berüchtigte Witwe, die dreißig Jahre später in dieser außergewöhnlichen Gartengruft beigesetzt wurde, kann, wie man im Dorf erzählt, keine Ruhe finden; wenn nachts die Türen klappen und es rauscht und schlurrt, dann geht die alte „Gräfin" um.

In Ribbeck, dem klassischen Fontane-Dorf, und in den alten Bredow-Dörfern erinnert nichts mehr an die Vergangenheit, und auch Schloß Wust, wo Friedrichs des Großen unglücklicher Jugendfreund Hans-Hermann von Katte in einem Grab enthauptet ruht, ist verwahrlost und fällt allmählich der Vernichtung anheim. Von den kleinen Landstädten des Havellandes blieben nur Rhinow und Kremmen unzerstört.

In diesen Parkparadiesen haben die Baumeister und Gärtner der Hohenzollern zweihundert Jahre lang geschaffen und ihre zauberhaften Anlagen nach allen Seiten hin zu den Havelseen und und in die sandige Mark ausgedehnt. Knobelsdorff, Schinkel und viele andere Baumeister, der große Gartenkünstler Lenne, unzählige Bildhauer, Stukkateure und Maler haben hier Erinnerungen an Griechenland und Italien, an Frankreich, Holland, England und Rußland mit dem Himmel den Hügeln und dem Wasser der Mark zu unvergleichlich schöner Schöpfung vereint.

Kurz und interessant ...

15 000 Ehepaare in Niteroi (Brasilien) müssen damit rechnen, daß sie noch einmal zwecks Trauung auf dem Standesamt vorzusprechen haben. Die Eintragungen über ebensoviel Ehen wurden beanstandet, weil bei ihnen Radierungen und Korrekturen vorgenommen worden waren.

Der Stadtrat von Kingsport (USA) hat aufgrund der örtlichen Prohibitionsgesetze den Verkauf eines Rasierwassers verboten, das zu 70 Prozent aus trinkbarem Alkohol besteht. Jetzt ist es nur noch hintenherum zu haben und kostet statt 60 Cents zwei Dollar.

Der Bürgermeister der brasilianischen Stadt Corregos hat ein einfaches Mittel, um Beschwerdeführer abzuweisen. Er bietet ihnen ein bereitliegendes, 5 Meter langes Seil an und empfiehlt ihnen, sich am nächsten Baum aufzuhängen.

Für eine Fahrt drückte ein New Yorker dem Taxifahrer Harry Kuester einen Geldschein in die Hand und bat ihn, den Rest zu behalten. Als Kuester die Note betrachtete, waren es 1000 Dollar. Wer ihm das großzügige Trinkgeld absichtlich oder unabsichtlich geschenkt hat, weiß er nicht.

Der Gelbe

Kriminalroman von Georg Busing

Sommer. Ueber dem Sumpfmoor, nahe der Küste Schottlands, brauten die Morgennebel gespensterhafte Gestalten. Es war gegen vier Uhr morgens, ein fahles Licht glomm am Horizont auf, die düsteren Wacholderbäume auf dem Dünenkamm, der quer durch den schwarzen Grund lief, standen starr und drohend in der bleichen Dämmerung. Kein Laut war in der Runde zu hören. Nur einmal krähte ein Hahn, fast schaurig klang es in der gähnenden Leere.

Der Bauer, McPherson, der am Ausgang des Dorfes wohnte, stand unter der Hofpumpe und ließ sich den eisigen Wasserstrahl über den krummen Buckel laufen. Er knurrte und schimpfte dabei. Bös war das Wetter, schwül und heiß seit Wochen, und kein Regen. Und ausgerechnet bei dieser Hitze mußte man Torf fahren!

McPherson beendete seine Morgentoilette, spannte dann mißmutig den Schimmel an und fuhr los. Die Räder des Wagens knarrten, McPherson döste ein und schnarchte laut. Der Weg führte über den Dünenkamm, links und rechts breitete sich das sumpfige Moor aus, das nur bei langer Trockenheit mit etwas Sicherheit zu passieren war. Manch einer hatte sich hier verirrt, und nie hatte man sein Grab gefunden.

Vom Turm der Dorfkirche schlug es halb fünf. Ein giftiges schmerzendes Gelb glomm am Horizont auf, und verbreitete ein eigenartiges Zwielicht. Der Schimmel schien zeitweise Lust zu haben, einfach stehen zu bleiben, aber in der Erinnerung an die Peitsche des Bauern gab er sich immer wieder einen Ruck und trottete mit seinen knochigen Beinen weiter.

Aber dann blieb Lissie doch plötzlich stehen, drängte sogar zurück. Seine Nüstern schnoben und das uralte gelbe Gebiß kam zum Vorschein. McPherson wurde wach geruckt, blöde starrte er einen Augenblick in die giftige Dämmerung und auf das Tier, das in den Flanken zitterte.

Aber ehe er dem alten Schimmel einen Peitschenhieb versetzte, erstarrte auch er selbst. Am Fuße des Dünenkammes lag ein Mensch! Ein Toter sicherlich, denn er bewegte sich nicht. Der Körper war bis zu den Hüften im schwarzen Schlamm versunken, nur Brust und Kopf lagen frei – und wächsern schimmerte das Gesicht aus der dunklen Tiefe.

McPherson brauchte Minuten, ehe er sich von seinem Schreck erholte. Seine rissigen Hände irrten zum Hals, um den Kragen zu lockern, dann stieg er schwerfällig vom Wagen, wandte sich dann mit einem Ruck von dem schrecklichen Bild in der Tiefe ab, und lief keuchend den Weg zurück, den er eben gekommen war.

Der Schimmel schien das als ein Zeichen des vollkommenen Rückzuges anzusehen, er drehte sich gleichfalls um und jagte mit dem leeren Wagen hinter seinem Brotherrn her, laut wiehernd wie ein junger Hengst. Es war ein wahrhaft seltenes Bild; es schien so, als würde der Bauer von seinem eigenen Pferd ins Dorf zurückgejagt.

Und so faßte man es dort auch auf. Amtsvorsteher Coney und Schuster Smith, die auf der Straße standen, begannen unbändig zu lachen und klatschten sich vor Vergnügen die Knie.

„Hört auf, ihr Ochsen!" schrie McPherson außer Atem. „Im Sumpf liegt ein Toter!"

Vorsteher Coney lachte weiter: „Mir scheint, old boy, du hast Gespenster in der Dämmerung gesehen oder sonst was Hier im Dorf fehlt keiner, das müßte ich sonst doch wissen!"

„Wer sagt dir denn, daß es einer aus dem Dorfe ist, Vorsteher! Ein Fremder ist es!"

Coney machte eine Bewegung mit der Hand: Blödsinn! Fremde sind hier seit Wochen nicht gesehen worden. Nö, der Schimmel wird dir durchgegangen sein!" lachte der Vorsteher weiter und zeigte auf die Lissie, die auch halt gemacht hatte und wie ein Rennpferd mit den Beinen stampfte.

„Laß deine blöden Redensarten, Coney", entgegnete McPherson schroff. „Komm mit und überzeuge dich selber! Wird dir schon vergehen, das Lachen!"

„Na, wir können uns die Geschichte ja mal ansehen, McPherson. Zieht der Schimmel uns drei? Für Fußwanderungen bin ich heute morgen noch nicht gerade zu haben."

McPherson machte ein einladende Handbewegung zum Wagen: „Steigt auf.

Die drei Männer bestiegen den Wagen, nach einigen Hieben mit der Peitsche bequemte Lissie sich zum Vorwärtstrotten. Alles Feuer war wieder aus ihrem Leib gewichen, langsam döste sie auf dem Dünenkamm entlang.

„Hier ist in der letzten Nacht ein Flugzeug rübergeflogen", sagte der Schuster nach einer Weile.

„So – ein Flugzeug? Wann denn?"

„So gegen Mitternacht. Konnte wegen der Hitze nicht schlafen und hörte jede Stunde die Uhr schlagen."

Coney paffte eine dicke Wolke: „Ist ja schließlich nichts Besonderes, nicht wahr, Smith? Das wird wohl Generaldirektor Warren vom Schloß Brisby gewesen sein."

„Hier über dem Sumpf, Coney?" fragte Schuster Smith. „No, da kommt er doch nie rüber, wenn er da an die Küste auf seinen Flugplatz will."

Coney zuckte mit den Schultern: „Vielleicht hat er sich etwas verirrt."

Smith sah den Vorsteher voll an: „Kann doch nicht angehen, Coney! Sein Flugplatz ist doch immer strahlend erleuchtet!"

Der Vorsteher antwortete nicht mehr, denn der Schimmel blieb plötzlich stehen und stemmte seine Vorderfüße in den Sand. McPherson stieg vom Wagen und redete ihm gut zu, aber das nützte nichts. Auch als er die Peitsche nahm, machte Lissie keinerlei Anstalten, sich wieder in Bewegung zu setzen. Die drei mußten vom Wagen steigen und den Rest des Weges zu Fuß gehen.

„Da scheint ja doch etwas nicht zu stimmen", murmelte Coney jetzt.

Keiner antwortete. Schwitzend stampften sie durch den lockeren Sand, aus dem Sumpf stiegen hier und dort gelbe Dämpfe auf, Blasen quollen aus dem schwarzen Schlamm und zerplatzten mit einem zischenden Geräusch.

Dann waren sie da. McPherson blieb stehen und zeigte in den Sumpf hinunter.

„Ja, das ist ein Toter", flüsterte Smith und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Coney klopfte seine Pfeife mechanisch aus und steckte sie in die Tasche. Er starrte eine Weile vor sich hin und sagte dann rauh: „Wollen mal runtersteigen."

Vorsichtig, sich mit den Händen an Grasbüscheln und Strauchwerk haltend, rutschten sie den steilen Abhang hinab und standen vor dem Toten. Smith kam ein wenig zu weit nach unten, er brach mit dem einen Bein in die Schlammdecke ein, McPherson griff nach seinem Arm und zog ihn wieder auf den festen Grund zurück: „Paß doch auf, Mann!" flüsterte er.

„Ein verfluchter Sumpf", keuchte Smith und stierte voller Angst in das Gesicht des Toten.

„Es ist tatsächlich ein Fremder", sagte Amtsvorsteher Coney.

„Anscheinend einer aus der Großstadt", fügte McPherson hinzu. „Er ist sehr vornehm angezogen. Wollt ihr ihn rausziehen und mitnehmen?" fragte Smith.

„Nein, das geht nicht", entgegnete Coney rasch. „Alles muß hier so bleiben, wie es ist! Vielleicht liegt ja ein Verbrechen vor . . ."

„Ein Mord – Coney –?"

„Möglich, Smith! Wie soll er denn sonst hierher kommen?"

„Er kann sich doch verirrt haben", meinte McPherson.

„Verirrt? No, dann hätte er wohl geschrien und wir hätten es im Dorf bestimmt gehört! Sein Kopf liegt ja frei – und er müßte sogar noch leben wenn er gestern hier in den Sumpf gerutscht wäre."

„Und was meinst du, wie das passiert ist, Conney?"

Der Amtsvorsteher dachte eine Weile nach und sagte dann langsam: „Du sagtest doch, daß du diese Nacht ein Flugzeug gehört hättest, nicht wahr, Smith?"

„Ja, – um Mitternacht –"

„Also, da wird wohl die Lösung liegen . . ."

„Du meinst, daß ihn jemand . . .?"

„Ja, Smith, das meine ich! Irgend jemand wird ihn runtergeworfen haben."

„Der Generaldirektor – ?"

Aus Stadt und Land

Rot-Weiss-Rot startet den diesjährigen Karneval

Ein schöner Erfolg

Vith. Bei der KG Rot-Weiß-Rot er-
lt die Presse (die wohlgesinnte
d die andere) keine Orden. Der
porter kommt also nicht in den
rdacht der Bestechung, wenn er
gt. daß diese Sitzung einige ganz
sgezeichnete Nummern aufwies.
ir sprechen hier vor allem von dem
sangduo Lejeune- Trost und der
ttenrede Paul Trost. Das soll bei-
be nicht sagen, daß die anderen
ummern nicht gut gewesen seien.
Gegenteil, sie waren im Allgemei-
n ganz gut. So konnte denn auch
Stimmung nicht ausbleiben,zu-
al bereits die erste Büttenrede von
rt Fagnoul wirklich erstklassig war.
e Rot-Weiß-Roten haben mit ihm
ne augsezeichnete Neuwerbung ge-
acht. Daß er gleich zum neuen Prä-
denten gewählt wurde zeigt deut-
n welch großen Anteil er an der
ganisatorischen Arbeit gehabt hat.
denfalls ist die KG für dieses Jahr
besten Händen.

Der Saal Even-Knodt war sehr gut
setzt, als der erste Einmarsch er-
lgte: die Funkengarde mit Erika
ßkamp als Funkenmariechen und
ppchen Thurmes als Tanzoffizier an
r Spitze, (daneben 8 Mädchen von
nen man nicht sagen konnte wel-
es das schönste war) der Elferrat
r KG Rot-Weiß-Rot in rot-weißen
cken, die Möhnen, die Exprinzen,
e KG "Fahr'm dar" und der Vithus-
rein marschierten zu der sehr sug-
estiv gehaltenen u. reich geschmück-
n Bühne. Nach der Begrüßung
urch den Sitzungsleiter Niko Schütz
er auch im Ausland sein Vekder
att nicht verlernt hat) erfolgte der
el umjubelte Einmarsch des regie-
nden Prinzen Heinz II. mit seinem
pfstab. N. Schütz begrüßte ihn be-
nders herzlich als "Jeck aus dem
rnevalsstall der KG Rot-Weiß-Rot".

Kurt Fagnoul erzählte zwar nichts
om Steueramt, aber von einem eben-
großen Uebel. Das Thema "geplagter Ehemann" kennen alle und es zieht umso mehr, als es in Wirklichkeit garnicht so ist, wie es immer dargestellt wird.

Als erwachsene Sängerknaben stiegen Otto Sarlette, J. P. Herbrand und Helmut Terren tief in das Repertoire lokaler Ereignisse. W. Mathey hatte den Text zu dieser Nummer verfaßt Nach diesen Bänkelsängern sahen wir Albert Trost als Reiseführer in Italien. Wenn alle seine Zunftgenossen ihre Sprüchlein in so ausgezeichneter Versform bringen müßten, hätten sie viel Arbeit.

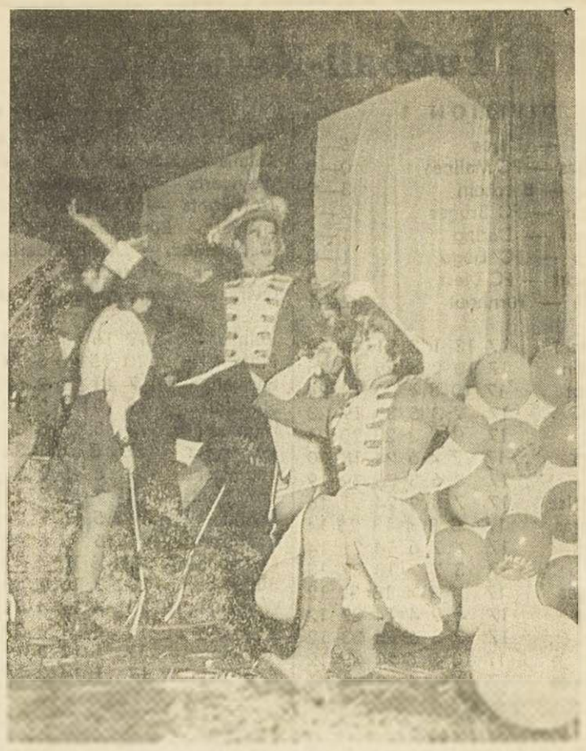
Recht viel Arbeit machten sich die 4 Fahrschüler und ihr Lehrer K. Fagnoul mit ihrem vorsintflutlichen Auto Modell 64. Die Antworten bei der Fahrprüfung waren ebenso konfus wie das Vehikel selbst, das man nicht zum laufen bringen konnte.

Als Nachwuchs-Büttenrender präsentierte sich Jüppchen Thurmes in der Rolle des geizigen Schotten, der seiner Frau das Gebiß fortnahm, damit sie nicht zwischen den Mahlzeiten essen kann. Ein Schunkelwalzer der auch sonst sehr aufmerksamen und spielfreudigen Kapelle sorgte anschließend für Bombenstimmung.

Ein technisches Wunderstück war Paul Gillessen als den Ahlen und d'Ahl (in einer Person). Er hätte auch ohne Gesang urkomisch gewirkt. Vielen Männern mag der Gedanke gekommen sein, auch einmal so von seiner "Möhn" getragen zu werden.

Masken, Schlangen und Papierkügelchen wurden zur Erheiterung des Publikums während der nun folgenden Pause von den netten Damen der Funkengarde verteilt. Nach dem Einmarsch erfolgte ein sehr lebendiger Funkentanz bei magischer Beleuchtung zu der Musik der "Alten Kameraden". Erika Roßkamp und J. Thurmes tanzten so temperamentvoll, daß die Papierschlangen vom Boden aufwirbelten.

Es folgte dann die Amtsübergabe durch den neuen Präsidenten Kurt Fagnoul, dessen Antrittsrede mit eben so großem Applaus begleitet wurde wie die anschließend vorgenommene Ordensverleihung an Niko Schütz, Emil Vleck und Paul Gillessen für elfjährige Mitgliedschaft. Auch Prinz Heinz II. erhielt den Hausorden der KG.



Wie bereits gesagt, war die in die hohe Politik hineinspielende Gesangnummer von Paul Trost und Leo Lejeune mit Abstand die beste Leistung des Abends. Dieser Auftritt war so gut, daß niemand seine Länge bemerkte. Dies ist wohl der beste Gütebeweis.

Zwischendurch erhielten Bürgermeister W. Pip und der Präsident des Karnevalsausschusses H. Thannen ihren Orden, ebenso wie die Vertreter der anwesenden Karnevalsvereinigungen.

Der vom Vithusverein ins rot-weißrote Gestade hinübergewechselte G. Jungbluth sah bei seiner Büttenrede so aus, wie man sich den Zupan aus dem Zigeunerbaron vorstellt.

Die zwei Tanzpaare, von A. Homburg und P. Gillessen (mit Puppen dargestellt) waren wieder ein Meisterwerk. Schön war hier die Darstellung zweier so verschiedener Temperamente. Ueberhaupt muß gesagt werden, daß die Rot-Weiß-Roten es verstanden haben, eine sehr schöne Steigerung in ihr Programm hineinzu bringen.

Nachdem Sitzungsleiter N. Schütz den kürzesten Witz des Jahrhunderts erzählt hatte gab es zum Schluß noch einen weiteren Höhepunkt der letzten Büttenrede von Paul Trost, die in Versform vorgebracht, wirklich ganz große Klasse war.

Gegen Mitternacht war damit die Sitzung zu Ende.

Schwerer Verkehrsunfall

Sourbrodt. Auf der schneeglatten Straße in Sourbrodt ereignete sich am vergangenen Freitagabend ein schwerer Verkehrsunfall. Der J. P. aus Sourbrodt verlor die Kontrolle über seinen Lieferwagen, der mit voller Wucht gegen den parkenden Lastwagen des E. M. aus Amel fuhr. Der Fahrer wurde in schwerverletztem Zustand in das Malmedyer Krankenhaus gebracht. Sein Fahrzeug wurde stark beschädigt.

Umgeschlagen

St.Vith. In der Wiesenbachstraße geriet am Montag mittag ein auswärtiger Personenwagen ins Schleudern, kam von der Straße ab und blieb schließlich umgestürzt im Graben liegen. Niemand wurde verletzt, jedoch wurde der Wagen erheblich beschädigt.

---

den Händen an
uchwerk haltend,
len Abhang hin-
em Toten. Smith
it nach unten, er
n Bein in die
herson griff nach
ihn wieder auf
k: „Paß doch auf,

icht", entgegnete
muß hier so blei-
eicht liegt ja ein

—?"
ie soll er denn
?"
verirrt haben",

hätte er wohl
tten es im Dorf
n Kopf liegt ja
sogar noch leben
n den Sumpf ge-

lu, wie das pas-

lachte eine Weile
angsam: „Du sag-
e Nacht ein Flug-
cht wahr, Smith?"
nt —"
l die Lösung lie-

jemand . . .?"
ne ich! Irgend je-
geworfen haben."

„Quatsch! Der doch nicht, du Idiot!"

„Vielleicht ist er ja auch durch ein
glück abgestürzt", meinte McPherson.

„Ausgeschlossen! Dann hätte man sich
ch sofort um ihn gekümmert!"

„Ich verstehe das alles nicht", sagte
nith kopfschüttelnd.

„Kannst du auch nicht, Schuster!
nm bloß an, irgend jemand hat ihn
sein wollen für alle Zeiten – so
s gibt's!"

„Du hast so viele Kriminalromane
lesen, Vorsteher", brummte McPher-
n, der seine Ruhe wiedergefunden
tte.

„Sag, was du willst, McPherson! Es
ssieren tolle Dinge auf der Welt –
nnst du mir glauben."

„Und wenn der Sumpf nicht zufällig
ausgetrocknet gewesen wäre, hätten
r ihn ja auch nie gefunden"- flüsterte
hith.

„So ist es! Dann wäre er für alle
iten verschwunden gewesen! Am be-
n ist es nun, McPherson, du fährst
sch ins Dorf zurück und telephonierst
n der Polizei in Wigtown. Als Amts-
rsteher muß ich jetzt hier bei der
iche bleiben, damit sie niemand be-
rt."

Der Bauer machte sich stumm auf
Rückweg. Coney und Smith setzten
in das harte Gras und starrten
sich hin. Inzwischen war das Dorf
ch geworden, andere Bauern kamen
dem Dünenkamm entlang gelaufen
d starrten den Toten an, abergläubi-
e Scheu in den Augen. Einige hatten
in der Nacht das Flugzeug gehört,
paarmal habe es den Sumpf ge-
uzt. Einer wollte sogar einen Schrei
u einen dumpfen Fall gehört haben,
r Coney hörte nicht darauf, zu leicht
g bei solchen Sachen die Phantasie
dem Menschen durch. Jedenfalls
nie heute niemand mehr daran, Torf
fahren oder sonst irgend etwas zu
Das kleine Dorf in der Grafschaft Wigtown, nahe der Südwestküste Schottlands, hatte seine Sensation!

*

Nach zwanzig Minuten war Kommissar Brown mit zwei Wachtmeistern aus Wigtown zur Stelle. Er sah sich den Schauplatz ein paar Minuten an und fragte dann, indem er auf das Loch deutete, wo Smith eingebrochen war: „Ist da jemand von euch eingesackt?"

Der Schuster nickte und klärte den Fall auf.

„Andere Spuren habt ihr nicht gesehen, Coney?"

„Nein, Kommissar."

„Wann wurde der Tote entdeckt?"

„So um halb fünf", entgegnete Jeffersen.

„Lag er genau so wie jetzt?"

„Ja."

„Er ist in der Zeit nicht weiter eingesunken?"

„Nein."

„Besorgt Spaten und Bretter. Coney. Und einen Wagen zum Abtransport."

„Jawohl, Kommissar."

Brown legte sich dann auf den Bauch und näherte sich vorsichtig dem Toten. Am Hinterkopf entdeckte er eine Wunde.

„Anscheinend hat man ihn mit einem harten Gegenstand die Schädeldecke zertrümmert und ihn dann vom Flugzeug hier hinuntergeworfen", sagte Brown zu den Wachtmeistern.

Die beiden nickten, Brown erhob sich.

„Kennt jemand den Mann hier?" fragte er die Bauern.

Allgemeines Kopfschütteln.

„Muß man durch das Dorf, wenn man hierher will, McPherson?"

„Ja! Der Dünenkamm fällt da hinten jäh in den Sumpf ab. Wer hierher will, muß die Straße durch das Dorf nehmen, das ist der einzige Weg."

„Durch den Sumpf von der Küste aus geht es nicht?"

„Nein. Der Dünenkamm ist der einzige Weg hierher."

„Es ist aber doch möglich, daß gestern nacht jemand durch das Dorf hierher gekommen ist?"

„Wohl kaum, Kommissar! Wir haben mehrere scharfe Hunde im Dorf, die sie angeschlagen hätten!"

„Ihr meint also tatsächlich, daß der Tote direkt vom Himmel gefallen ist?"

„Es war doch in der Nacht ein Flugzeug über dem Sumpf!" sagte Schuster Smith.

„Wann?"

„Gegen Mitternacht – oder gleich danach."

„Wer hat das noch gehört?"

Mehrere meldeten sich. – „Es wird aber wohl Generaldirektor Warren von Schloß Brisby gewesen sein!" meinte einer.

„Hört man sein Flugzeug hier sonst auch rüber fliegen?" fragte der Kommissar.

„Nein, die Linie geht hier ja nicht durch – aber er kann sich ja verirrt haben."

„Möglich –. Na, wir werden das ja erfahren."

Der Kommissar fragte nicht weiter, er begann den Boden ringsum peinlich genau abzusuchen. Plötzlich bückte er sich rasch und hob einen weißen Zettel auf, der zusammengeknüllt im Garse lag. Er glättete ihn sorgfältig und stieß einen leisen Pfiff aus.

„Wer von euch hat denn in der letzten Zeit mit London telephoniert?" fragte er rasch und blickte alle Bauern der Reihe nach scharf an.

Alle schüttelten die Köpfe.

„Vielleicht aber Krämer Warwick", meinte McPherson. „Der macht das manchmal."

„Wo ist Warwick?"

McPherson faßte sich an den Kopf: „Donnerwetter! Er ist gestern nacht mit dem Auto weggefahren!"

„Wann denn?"

„Auch so um Mitternacht!"

Mehrere Bauern meldeten sich, sie hatten es auch gehört.

„Hat Warwick ein eigenes Auto?" fragte Kommissar Brown.

„Ja."

„Was für einen Wagen hat er denn?"

„Einen ganz neuen – aber die Marke weiß ich nicht."

„Verdient er hier denn so viel Geld, daß er sich einen Wagen halten kann?"

„Hier wohl nicht. Aber er hat wohl noch andere Geschäfte, denn er ist viel unterwegs."

„Er soll sogar ein Segelboot haben", sagte einer der Bauern.

„So, so – ein Segelboot! Er ist also gestern um Mitternacht mit dem Auto fortgefahren?"

„Ja. Er war es bestimmt. Wir kennen das Geräusch seines Wagens ganz genau und sonst kommt hier nie ein Auto her."

„Wohin mag er denn gefahren sein, weiß das jemand?"

Keiner wußte es. – „Er ist aber ein anständiger Mensch", sagte der Schuster.

„Woraus schließen sie das?" fragte Brown.

„Ach Gott – er gibt gern Kredit – und mit dem Bezahlten eilt es ihm nicht so."

Brown lachte, faltete den gefundenen Zettel und steckte ihn sorgfältig in seine Brieftasche: „Ihr habt ihn hier also gern, was?"

„Ja, das kann man wohl sagen!"

Vorsteher Coney kam mit Spaten und Brettern zurück; man begann, den Toten auszugraben, indem man ringsherum Holzbohlen über den Schlamm legte. Die Sonne war inzwischen durch den trüben Dunst gedrungen, ihre Strahlen stachen wie glühende Nadeln. Allen lief der Schweiß in Bächen über den Leib, nach einer halben Stunde war die traurige Arbeit getan; der Tote lag auf einem Brett und wurde auf McPhersons Wagen gelegt. Langsam setzte sich der Zug dem Dorfe zu in Bewegung. Wie ein Leichenbegängnis war es, die Bauern hatten die Mützen abgenommen und schritten ernst hinter dem Wagen her.

Kommissar Brown hatte die Taschen des Toten visitiert, aber keinerlei Papiere gefunden . . . Er ließ ihn in der Wohnung des Amtsvorstehers aufbahren und durchsuchte ihn dort nochmals sehr genau. Wieder fand er nichts, nur in der Wäsche das Zeichen „B". Schon wollte er den Raum verlassen, da fiel sein Blick auf die geballte Rechte des Toten. Brown öffnete die Finger, so behutsam es ging, ein kleiner metallener Gegenstand fiel klirrend auf den Steinboden.

Brow nbückte sich rasch und hob ihn auf. Es war ein winziger, silberner Pfeil, etwa zwei Zentimeter lang, mit einer angelöteten Anstecknadel. Höchstwahrscheinlich irgendein Zeichen, das man am Rockaufschlag trug.

„Wissen Sie, was das Ding bedeutet?" fragte Brown den Wachtmeister.

Der Wachtmeister schüttelte den Kopf: „Nie gesehen, Kommissar!"

„Aber wichtig, old boy! Unerhört wichtig!"

*

Roger Warren, Generaldirektor und Hauptaktionär der Pfeil-Automobilwerke saß mit übernächtigtem Gesicht vor seinem Schreibtisch auf Schloß Brisby. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sein Aschenbecher war bis obenhin mit Zigarettenstummeln gefüllt.

(Fortsetzung folgt)

Fußball-Resultate

DIVISION I

Standard — Lierse	5—1
CS Bruges — FC Malines	0—0
St-Trond — Berchem	3—0
Beerschot — FC Bruges	2—0
Beeringen — Daring	1—0
Antwerp — FC Liège	1—0
Anderlecht — FC Diest	3—0
Gantoise — Turnhout	2—1

Anderlecht	17	13	1	3	51	14	29
Beeringen	17	10	2	5	25	16	25
Beerschot	17	10	3	4	36	18	24
Standard	17	9	3	5	33	19	23
Diest	17	9	5	3	28	20	21
Antwerp	17	7	4	6	24	18	20
Liège	17	8	6	3	25	19	19
La Gantoise	17	7	8	2	24	31	16
CS Bruges	17	5	8	4	13	25	14
Turnhout	17	4	7	6	14	21	14
Daring	17	3	7	7	18	27	13
FC Bruges	17	4	9	4	18	30	12
Berchem	17	4	9	4	14	27	12
St-Trond	17	3	8	6	23	33	12
Lierse	17	3	8	6	20	28	12
FC Malines	17	1	12	4	2	36	6

DIVISION II

Racing White — Un. Namur	0—1
Herentals — AS Ostende	3—2
Eisden — Eendracht	1—2
RC Malines — Olympic	0—5
CS Verviers — Union	0—0
Waregem — Tilleur	2—0
Crossing — Courtrai Sp	4—2
Charleroi SC — Boom	3—0

DIVISION III A

Montegnee — Rhodiennen	5—0
Jambes — Waremme	4—0
C Tongres — Overpelt	0—3
Waterschei — Wezel	4—0
Auvelais — Houthalen	0—0
VV Tirlemont — Seraing	Abgebr.
Uccle — RC Tirlemont	1—1
Dar. Louvain — Mechelen	0—3

DIVISION III B

Sde Mouscron — Merksem	1—2
Lyra — Waeslandia	6—0
Willebroek — RC Gand	0—1
Beveren — Hamme	2—6
RC Tournai — Sottegem	2—1
Roulers — Mons	1—2
Zwevegem — FC Renaix	0—0
Saint-Nicolas — Eeklo	2—0

PROMOTION C

Brasschaat — Tubantia	6—0
Eupen — Winterslag	3—1
Ex. Hasselt — SRU Verviers	1—0
Bocholt — Geel	2—3
Lommel — Herve	2—2
Dessel — Capellen	3—0
Fléron — Helzold	1—0
Mol — Pat. Tongres	2—1

PROMOTION II PROV. D

Andrimon — Plombières	Abgebr.
Kelmis — Stavelot	Abgebr.
Weywertz — Rechaintoise	Abgebr.
Trois-Ponts — Sourbrodt	Abgebr.
Ensival — Bütgenbach	6—0
Welkenraedt — Malmundaria	0—6
Pepinster — Elsenborn	2—4
Ovifat — Faymonville	Abgebr.

Kelmis	19	16	1	2	74	10	34
Plombières	18	15	0	3	73	8	33
Ensival	17	13	2	2	68	19	28
Stavelot	19	10	7	2	39	22	22
Faymonville	18	8	5	5	32	17	21
Weywertz	17	8	6	3	34	26	19
Pepinster	19	8	8	3	31	47	19
Trois-Ponts	18	7	7	4	23	26	18
Ovifat	18	5	6	7	27	38	17
Sourbrodt	19	6	8	5	25	43	17
Malmundaria	20	6	10	4	43	35	16
Bütgenbach	20	3	10	7	23	64	13
Welkenraedt	20	4	12	4	31	66	12
Elsenborn	18	4	11	3	27	56	11
Rechaintoise	17	5	12	0	19	45	10
Andrimont	17	1	14	2	16	63	4

DIVISION III PROV. G

Rocherath — Juslenville	4—3
Emmels — FC Ster	Abgebr.
Weismes — St.Vith	3—3
Recht — Amel	3—0
Schönberg — Honsfeld	Abgebr.
Raeren — FC Sart	10—0
Gemmenich — Wallerode	6—4

Raeren	17	17	0	0	109	3	34
Weismes	16	13	1	2	65	21	28
Emmels	17	10	4	3	50	24	23
Sart	17	10	5	2	36	28	22
Juslenville	17	10	5	2	49	49	22
St.Vith	16	9	6	1	46	48	19
Gemmenich	16	7	7	2	47	44	16
Recht	17	7	9	1	22	51	15
Rocherath	16	5	10	1	42	44	11
Honsfeld	16	4	9	3	28	53	11
Amel	18	4	11	3	22	53	11
Ster	12	3	8	1	22	31	7
Schönberg	15	2	12	1	20	59	5
Wallerode	16	1	15	0	22	72	2

RESERVE K

FC Ster — Sourbrodt	3—6
Wallerode — Honsfeld	4—5

RESERVE L

Spa — Weismes	11—2
Xhoffraix — Malmundaria	Abgebr.

England

1. DIVISION

Aston Villa — Blackpool	3—1
Bolton W. — Arsenal	1—1
Burnley — Everton	2—3
Fulham — W. Bromwich A.	1—1
Ipswich — Sheffield W.	1—4
Leicester — Stocke City	2—1
Liverpool — Chelsea	2—1
Manchester U. — Birmingham	1—2
Sheffield U. — West Ham	2—1
Tottenham — Blackburn R.	4—1
Wolverh. — Nottingham F	2—3

2. DIVISION

Charlton — Newcastle	1—2
Derby C. — Northampton	0—0
Grimsby — Middlesbrough	3—1
Leeds U. — Manchester C.	1—0
Leyton Orient — Swansea	4—0
Plymouth — Cardiff C.	5—0
Preston NE — Southampton	2—1
Rotherham — Swindon	0—0
Scunthorpe — Norwich	2—2
Sunderland — Bury	4—1

BUNDESLIGA

Deutschland

Köln — 1. FC Saarbrücken	1—3
Meiderich — Karlsruhe	2—0
Dortmund — Bremen	4—3
HSV — Münster	5—0
1. FCK — Frankfurt	1—1
Braunschweig — München	0—1
Nürnberg — Hertha	2—3
Suttgart — Schalke	Ausgef.

FC Köln	16	10	4	2	42:21	24:8
Schalke	15	8	4	3	32:23	20:10
Meiderich	16	7	6	3	35:22	20:12
Borussia	16	9	2	5	49:31	20:12
Stuttgart	15	7	4	4	25:17	18:12
HSV	16	8	2	6	39:26	18:14
Frankfurt	16	7	3	6	30:27	17:15
Werder	16	6	5	5	34:33	17:15
K'lautern	16	6	5	5	30:33	17:15
Braunschw	16	5	5	6	28:25	15:17
München	16	5	4	7	28:30	14:18
Nürnberg	16	5	3	8	26:37	13:19
Hertha	16	5	3	8	25:37	13:19
Karlsruhe	16	5	2	9	21:33	12:20
Münster	16	2	6	8	18:33	10:22
Saabr.	16	2	2	2	24:48	6:26

Tuberkulosefürsorge zog in ihren modernen Neubau ein

Feierliche Einweihung in Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten

Fortzesung von Seite 1

gliedes, Herrn Doktor BIERMANNS. Anschließend mußten die Patienten sich den weiten Weg nach Malmedy auferlegen, was selbstverständlich nicht zu dem erhofften Erfolg beitrug.

Erst im Jahre 1953 kann von einer durchgreifenden Arbeit gesprochen werden, nachdem die Fürsorge in einem Behelfsheim der Neustadt untergebracht werden konnte und die Gemeinden eine bereitwillige Unterstützung für die Anschaffung der notdürftigen Geräte und Möbel gegeben hatten.

Dank der selbstlosen und aufopfernden Arbeit der Herren Aerzte Dr. Grand und Dr. Lecoq, sowie unserer Pflegerin, Frau Herbrand, war es uns möglich unser Werk neu erstehen zu lassen.

Wenn unser Werk gegen diese heimtückische Krankheit einen großen Erfolg verzeichnen kann, verdanken wir es der engen Mitarbeit der Herren Aerzte, der Schulleitungen, der Sozialassistentinnen und Pflegerinnen unseres Bezirks.

Nicht zuletzt verdanken wir es aber auch der gesamten Bevölkerung, die sich in den letzten Jahren freiwillig den öffentlichen Untersuchungen unterworfen hat, speziell dadurch konnten die alten Fälle behandelt, und neue Fälle verhütet werden.

Die Behelfsheime waren nach dem Krieg durch die Stadt für eine Dauer von 10 Jahren errichtet worden. So war unsere Unterkunft keine bleibende Stätte, meine engen Mitarbeiter des Vorstandes und ich selbst haben alles in die Wege geleitet, um so schnell wie möglich in den Besitz der Kriegsschäden zu kommen.

Durch die wohlwollende Unterstützung der Herrn Abgeordneten Van der Schueren und Senator Pontus, wurden unsere Bemühungen mit Erfolg gekrönt.

Durch die Vermittlung des Herrn Professor Millet, erhielten wir die Zuschüsse vom Herrn Gesundheitsminister.

Ich möchte Sie bitten, Herr Generaldirektor Bosquet, in unserem Namen, dem Herrn Minister unseren aufrichtigen Dank auszusprechen.

Von der Tuberkulosenfürsorge in Lüttich, der wir auch verwaltungsmäßig unterstehen, und die uns zu jeder Zeit mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat, erhielten wir einen Zuschuß für den Bau in Höhe von 100 000 Fr.

Hiermit möchte ich öffentlich für die großzügige Spende danken, und bitte den Herrn Dr. Wilkin dem Verwaltungsrat und dem Herrn Professor Van neden diesen zu übermitteln.

Unter diesen Umständen ist di schöne Bau entstanden, der durch Herrn Architekten Schütz so wunde entworfen und durch den Unterneh Leufgen kunstgerecht ausgeführt wu

Wie Sie festgestellt haben und Sie sich auch überzeugen können, ha zen wir mit der Fürsorge Prinz Bald ein modernes, gut eingerichtetes Un suchungszentrum.

Für uns wird es ein Ansporn mit Ihrer Hilfe unser Werk noch we auszudehnen.

Der Wohlstand des Volkes hängt seiner Gesundheit ab. Wir werden in Zukunft nur einen Wahlspruch nen: „Vorbeugen ist besser als hei

Professor Dr. Millet erinnerte in ner Ansprache an eine nach dem Kr herausgebrachte Broschüre, in der u dem Titel „St.Vith, Märtyrerstadt" Bericht über die neuerrichtete und der Neustadt untergebrachte Fürs veröffentlicht wurde und unsere S sowie das Tuberkulosefürsorgewerk Musterbeispiel hingestellt wurden. sei, so sagte der Redner, nur ein Ue gang zu der jetzt gefundenen Lö gewesen. Es gab im ganzen Lande besser eingerichtete Fürsorgestelle die in St.Vith. Weiter erklärte Profe Millet, heutzutage sterbe man nicht an Tuberkulose. Dies führe zu der gen Auffassung, diese Krankheit se loschen. In Wirklichkeit sei die der Tuberkulosekranken in den let Jahren keinesfalls abgesunken. 1.000 Einwohnern seien einer oder an Tuberkulose erkrankt ohne es zu wissen! Der Redner beglückwüns schließlich das Werk zu seiner bi geleisteten Arbeit.

Herr Heuschen erinnerte in seiner sprache daran, daß Bezirkskomm Hoen vor 10 Jahren die in einem helfsheim untergebrachte Fürsorges eingeweiht hat. Damals war dieses umso willkommener, als die Bevölke durch die Kriegswirren viel anfäl für diese Krankheit war. Der Re beglückwünschte Herrn Kreins und Vorstand des Werkes, dankte aber den Gemeinden (besonders der S St.Vith) für ihre Mitarbeit und Un stützung und schloß mit den Wo „Sollte in diesen zehn Jahren auch ein Menschenleben dadurch gerettet den sein, so hat dieses Werk se Zweck erfüllt."

Generaldirektor Bosquet be wünschte Präsident Kreins und Mitarbeiter. Das Gesundheitsministe habe den Werdegang der Einrichtu in St.Vith mit viel Interesse verf Auch die Bevölkerung müsse beg wünscht werden, weil sie durch willige Untersuchung die Bekämpf der Tuberkulose unterstütze. Nach ner weiteren Ansprache (Dr. Deste segnete hochw. Dechant Breuer die me.

Ein Ehrenwein beschloß die F Anschließend gab es im Hotel Int tional ein ganz ausgezeichnetes essen.

Viel Interesse für den Wanderverein

St.Vith. Die zweite Wanderung führte 39 Personen (auch das männliche Geschlecht war diesmal besser vertreten) des St.Vither Wandervereins über Neidingen, Hasselsbach nach Burg Reuland. Trotz des durch die Glätte etwas beschwerlich gewordenen Weges herrschte beste Stimmung. Datum und Ziel der nächsten Wanderung geben wir rechtzeitig bekannt.

RUNDFUNK FERNSEHEN

Sendung des Belgischen Rundfunks und Fernsehens in deutscher Sprache

88,5 Mhz. — Kanal 5

DIENSTAG:

19.00 19.15 Uhr: Nachrichten und Aktuelles
19.15 19.30 Uhr: Star- und Schlagerparade
19.30 - 19.45 Uhr: Frauensendung
19.45 20.50 Uhr: Symphonische Musik
20.50 21.00 Uhr: Abendnachrichten, Wunschkasten usw.

MITTWOCH:

19.00 - 19.15 Uhr: Nachrichten und Aktuelles
19.15 - 19.45 Uhr: Beliebte und bekannte Orchester
20.00 20.50 Opernmusik
20.30 - 20.50 Reportage aus dem Kanton Malmedy o. dem Kanton St Vith
20.50 - 21.00 Uhr: Abendnachrichten, Wunschkasten usw.

DIENSTAG: 14. Januar 1964

BRÜSSEL I

12.03 Bonjour Musique
12.30 Aktuelles Magazin
13.00 idem
14.30 Eine Seite von . . .
14.35 Die Werkzeuge der Musik
15.03 Ein Gedicht pro Tag
15.10 Schlager
15.30 „Un oubli moins profond"
15.55 Humoristische Seite
16.08 RTB-Kammerorchester
17.15 Für die Jugend
18.03 Soldatenfunk
18.30 „Le Comte de Monte Christo"
18.40 Leichte Musik
19.00 Les enfantines
19.15 Soeben erschienen
20.00 Das Feuilleton
20.30 Aktuelle Schallplattenrevue
21.30 Weiße Seite
22.15 Aktueler Jazz

WDR-Mittelwelle

10.30 Straßenzustandsbericht
12.15 Ernst Woite spielt
13.15 Hermann Hagestedt spielt
16.05 Kammermusik
16.30 Wir lesen vor
17.05 Welt der Arbeit
17.30 Feierabendsendung
19.15 Bericht aus Amerika
19.25 Ja oder nein?
20.00 Stammtisch Hesselbach
20.45 Aus dem Tanzstudio
22.00 Text von Hegel
22.40 Musik von Schubert
23.35 Jazzmusik
0.20 Internationale Platten

UKW West

13.00 Notenrendezvous
15.35 Wiener Klassik
16.05 Weltliche Musik
17.00 Zum Tanztee
18.40 Hausmusik
20.00 Die Großmutter, Hörspiel
21.40 Zur Unterhaltung
22.40 Kontraste . . .

MITTWOCH: 15. Januar 64

BRÜSSEL I

12.03 Schlager auf Marsch
12.30 Aktuelles Magazin
13.00 idem
14.03 Folklore der Welt
14.13 Die schönsten Walzer
14.30 Eine Seite von . . .
14.35 Musik für mein Kind
15.03 Ein Gedicht pro Tag
15.10 Ein Komponist
15.30 „Un oubli moins profond"
15.45 Dichtung und Schlager
15.55 Humor
16.08 RTB-Sinfonie-Orchester
17.15 Selection – 20
17.45 Gut zu wissen
18.03 Soldatenfunk
19.00 Franz. Literatur
19.20 Soeben erschienen
20.00 Konzert
21.30 Weiße Seite
22.15 Intern. Musikbox

WDR-Mittelwelle

12.15 Hermann Hagestedt spielt
13.15 Musik am Mittag
16.05 Kurt Wege spielt
16.30 Kinderfunk
17.05 Gerhard Gregor an der Hammond-Orgel
17.15 Der Buchanzeiger
17.30 Frohe Musik zum Feierabend
19.30 Züricher Kammerorchester
20.00 Die Sprechstunde, Hörspiel
20.50 J. Heifetz spielt
21.20 Geistliche Musik
22.00 Das neue Werk
0.20 Europäischer Plattenkatalog
1.15 Musik bis zum frühen Morgen

UKW West

13.00 Die Wellenschaukel
15.35 Volksmusik
16.00 Neue Kammermusik
17.00 Karnevalsklänge
18.40 Teddy-Paris-Sextett
20.10 Sinfoniekonzert
22.50 Tanzmusik
23.35 Vom Plattenteller

FERNSEHEN

DIENSTAG: 14. Januar 1964

BRÜSSEL u. LÜTTICH

14.15 Schulfernsehen
18.30 Meldungen
18.33 Die Kunst und ihr Geheimnis
19.00 Intern. Landwirtschaftsmagazin
19.30 Kino-Feuilleton
20.00 Tagesschau
20.30 Intern. Variete
21.45 Uraufführung: „Bon pour la vie civile"
23.15 Tagesschau

Deutsches Fernsehen I

10.00 Nachrichten und Tagesschau
10.20 Die Schaubude
11.00 Tänze aus Guinea
12.00 Aktuelles Magazin
17.00 Der Bund der Haifische, Fernsehspiel (Kinderstunde)
18.10 Nachrichten
18.30 Hier und heute
19.12 Intermezzo
19.15 Humboldtschule
19.45 Im Land der Tiere
20.00 Tagesschau und Wetter
20.15 Gruppe 47 – Dokumentarsendung
21.00 Der Mann nebenan, Fernsehspiel
22.50 Tagesschau und Wetter

Holländisches Fernsehen

VARA:
19.30 Politische Sendung
NTS:
20.00 Tagesschau
VARA:
20.20 Hinter den Nachrichten, Aktuelles
20.45 Mit Musik von . . . Musikprogramm
21.15 No strings attached, Dick-Powell-Film
22.05 Elternabend, Pädagogische Sendung
NTS:
22.40 Tagesschau

Flämisches Fernsehen

14.05 Schulfernsehen
19.00 Sozialistische Sendung
19.30 Eine moderne Familie in der Steinzeit
19.55 Sport
20.00 Tagesschau
20.00 Tagesschau
20.20 Preisfrage
20.50 Ueber Chirurgie bei Herzfehlern
21.40 Jan und alleman, Kabarett
22.05 Psalmensinfonie von Igor Strawinsky
22.30 Tagesschau

Luxemburger Fernsehen

19.00 Auf Anfrage, Dokumentarfilm
19.30 Magazin der Frau
20.00 Tagesschau
20.30 Fortsetzungsfilm
20.55 Das Lösegeld, ein Film der Reihe „Der unsichtbareMann
21.20 Catch 63
21.50 Blick in die Welt
22.35 Nachrichten

MITTWOCH: 15. Januar 64

BRÜSSEL u. LÜTTICH

18.30 Meldungen
18.33 Englisch sprechen
19.00 Wintersport
19.30 Kino-Feuilleton
20.00 Tagesschau
20.30 Format 16-20, Teenagersendung
21.30 Luft und Raum: Lindberg
22.00 Offener Tisch

Deutsches Fernsehen I

10.00 Nachrichten und Tagesschau
10.20 Die Firma Hesselbach
11.05 Ich komme aus der Steinzeit
12.00 Aktuelles Magazin
12.55 Bad Gastein: Internationales Silberkrug-Rennen
17.00 Der Maurer, berufskundlicher Film (Jugendstunde)
17.25 Schwedisches Erntefest (Jugendstunde)
18.10 Nachrichten
18.30 Hier und heute
19.12 Intermezzo
19.15 Oskar Fritz Schuh inszeniert
19.45 Flüsse und Brücken
20.00 Tagesschau und Wetter
20.15 Was bin ich? Heiteres Ratefaten
21.00 Tim Frazer (3)
21.45 Unter uns gesagt
22.30 Tagesschau und Wetter
22.45 Jazz – gehört und ge

Holländisches Fernseh

VPRO:
17.00 Für Kinder
NTS:
17.35 Intern. Jugendmagazin
VPRO:
19.30 Buried treasures, Film
NTS:
20.00 Tagesschau und Wetter
VPRO:
20.20 Unter Feuer, Diskussion
21.00 Balladen aus dem alter
21.30 Der Arzt spricht
22.05 Menschen auf dem Film

Flämisches Fernsehen

12.55 Silberkrug-Rennen in gastein
17.00 Televisum
19.00 Ueber niederländische che
19.15 Flämischer Kunstbesitz
19.25 Für die Frau
19.55 Sport
20.00 Tagesschau
20.20 Ueber den Autosalon Brüssel
20.50 Classe tous risques,
22.30 Tagesschau

Luxemburger Fernse

19.00 Für Briefmarkenfreund
19.20 Die zwei Blinden,
20.00 Tagesschau
20.30 Fortsetzungsfilm
20.50 Spielfilm
22.20 Nachrichten

Der Tod ist ihr steter Begleiter

Die „verschworene" Gemeinschaft der amerikanischen Sicherheitsbeamten / Ein Risiko von zehn Prozent

Sie dürfen nicht jünger als 25 und nicht älter als 35 Jahre sein. Selbst wer die gründliche ärztliche Untersuchung bei der Fallschirmjägertruppe, der U-Boot-Waffe oder Kommandotruppen erfolgreich hinter sich brächte, könnte noch nicht damit rechnen, daß er in diese Eliteeinheit aufgenommen wird, denn da gibt es noch weitere Hindernisse. Verlangt wird außerdem die Beherrschung mindestens einer Fremdsprache und eine abgeschlossene Oberschulbildung. Daß es kein Vorstrafenregister gibt, versteht sich von selber.

Wer alle diese Hürden erfolgreich übersprungen hat, wird in die weitere Wahl gezogen. Bis er in die engere Wahl kommt, wird er gründlicher „auf Herz und Nieren" geprüft als ein Atomwissenschaftler, der an Verteidigungsprojekten mitarbeiten möchte.

Um wen es sich handelt? Nun, um die Sicherheitsbeamten, die das Leben des amerikanischen Präsidenten schützen sollen. Sie sind in einer Sondereinheit zusammengefaßt, die dem Schatzamt untersteht, dem „Treasury Department", und deswegen werden sie auch heute noch als „T-Männer" bezeichnet.

Nach dem erfolgreichen Attentat auf den Präsidenten McKinley im Jahre 1901 entschloß sich die amerikanische Regierung, für den US-Präsidenten eine besondere Schutztruppe zu schaffen. Ihre ersten „Rekruten" wurden im wesentlichen danach ausgewählt, wie gut sie schießen konnten. Heute ist jeder dieser Männer ein Experte auf vielen Gebieten.

Voraussetzung ist beispielsweise eine gründliche Polizeipraxis mit dem Nachweis der Lösung komplizierter Mordfälle. Nur die Besten der Besten haben Aussicht, in diese Spezialtruppe aufgenommen zu werden, von der man nur weiß, daß sie einige hundert Mann stark ist. Ueber die Höhe der Gehälter schweigt sich das Schatzamt aus.

Wer in diese im wahrsten Sinne des Wortes „verschworene" Gemeinschaft aufgenommen wird, muß den Eid leisten, daß er jederzeit bereit ist, als Kugelfang für den Beschützten zu dienen. In kritischen Situationen müssen diese Beamten sich um den Präsidenten scharen, bereit, selbst Maschinenpistolensalven abzufangen.

Andererseits: Es wird von ihnen auch erwartet, daß sie ihren Schützling notfalls unsanft auf den Boden reißen, ja ihn sogar niederschlagen, wenn es die Situation erfordert, um ihn so vor dem sicheren Tode zu retten.

Das Leben dieser Männer ist alles andere als angenehm. Soweit sie nicht an irgendwelchen Kursen teilnehmen, die eine Kette ohne Ende bilden, befinden sie sich „im Einsatz" immer in Schwierigkeiten. Der Mann, den sie beschützen sollen, ist auch ihr Boß. Wenn er entscheidet, er wolle bei einem Staatsbesuch Kontakt mit dem Volk haben, dann zittern sie, denn sie müssen diesen Wunsch respektieren. Es bleibt ihnen dann nichts anderes übrig, als alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, daß sich niemand unter das Volk mischen kann, der Mordabsichten hegt. Bei Auslandsbesuchen sieht das in der Praxis so aus: Die Beschützer arbeiten eng mit den örtlichen Polizeibehörden zusammen. Leute, die in deren Karteien als politische Fanatiker geführt werden, Anarchisten und Geisteskranke werden beschattet oder kostenlos „auf Urlaub geschickt".

Jeder der Bewacher des Präsidenten muß in der Lage sein, nach einem vorgelegten Foto einen bestimmten Mann in einer Menge von Hunderten zu erkennen. Reicht sein Gedächtnis dazu nicht aus, dann wird er sehr schnell versetzt.

Im Laufe der Zeit hat sich eine Routine entwickelt, die bis zu Präsident Kennedys Tod in Dallas als einigermaßen sicher galt. Wochen, bevor der Staatschef eine Reise antrat, setzten sich die „Kompaniechefs der Bewacher" mit den Polizeibehörden der Orte in Verbindung, die auf der Reiseroute standen. Ohne daß die Oeffentlichkeit davon erfuhr, wurden die entsprechenden Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Das alles geschah und geschieht in enger Zusammenarbeit mit dem FBI, der amerikanischen Abwehr, aber auch mit den „Kollegen" in den Gastländern.

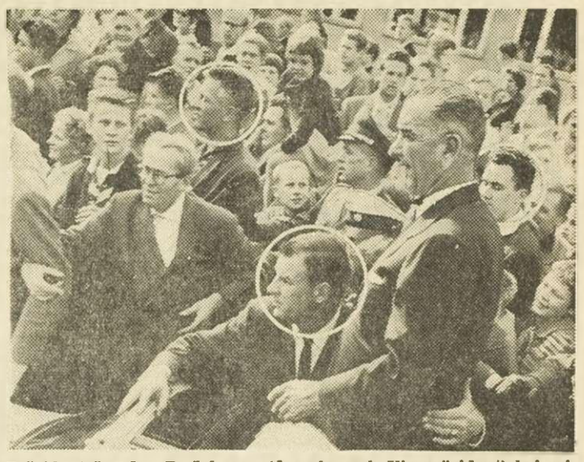
Doch schon der 1961 in den Ruhestand getretene Geheimdienstchef Gaughman warnte, „gegen mögliche Attentäter, die ein Scharfschützengewehr mit Zielfernrohr benutzen, sind wir machtlos". Er hatte im Fall Kennedy leider nur zu recht. Mit solchen Gewehren ist es durchaus möglich, einen Menschen auf die Entfernung von 200 Metern tödlich zu treffen.

Kein vernünftiger Mensch würde den Versuch unternehmen, ein Staatsoberhaupt auf diese Art niederzumachen, denn unter Umständen könnte das heute einen dritten Weltkrieg auslösen, aber blindwütige Fanatiker werden nie aussterben, weder in diktatorischen noch in demokratischen Staaten.

Kennedy glaubte, daß selbst in Texas niemand ein ernsthaftes Interesse haben könnte, ihn aus dem Hinterhalt abzuschießen. De Gaulle, der Attentate gewohnt ist, macht seinen Leibwächtern weit mehr Schwierigkeiten als es ihnen lieb ist, denn er glaubt an seinen guten Stern. Selbst Chruschtschow bringt die Sicherheitspolizisten, die ihn beschützen sollen, bisweilen zur Verzweiflung, weil er ihnen gerne entrinnt, um sich unter das Volk zu mischen.

Amerikas Präsidentenschützer erlebten auch mit Lyndon Johnson bittere Enttäuschungen. Sie hatten ihn gewarnt, daß er beim Begräbnis seines Amtsvorgängers mit Attentatsversuchen rechnen müsse. Sie rieten ihm, den kugelsicheren Wagen zu benutzen, der ihm zur Verfügung steht, doch er lehnte es ab. Lieber wolle er ermordet werden, sagte er, als sich hinter Panzerglas „verstecken".

Amerikas Präsidentenschützer haben das Lachen verlernt. Sie wissen, daß auch ihr neuer Chef gefährlich lebt, daß sie ihn nicht hundertprozentig schützen können. Einer von ihnen drückte ganz offen aus, wie er darüber denkt: „Der Unsicherheitsfaktor dürfte rund zehn Prozent betragen, aber diese zehn Prozent können entscheidend sein, und darauf haben wir keinen Einfluß, es sei, der Präsident entschlösse sich, nur noch in einem Panzerwagen zu fahren, und das wird er bestimmt nicht tun."



Präsident Lyndon B. Johnson (damals noch Vizepräsident) bei seinem Besuch in Westberlin. Unauffällig unter die Zuschauer haben sich Sicherheitsbeamte gemischt. Ihre Aufmerksamkeit gilt nicht dem damaligen Vizepräsidenten, sondern seinen möglichen Gegnern.

Kurz und amüsant

Alles Leugnen . . .

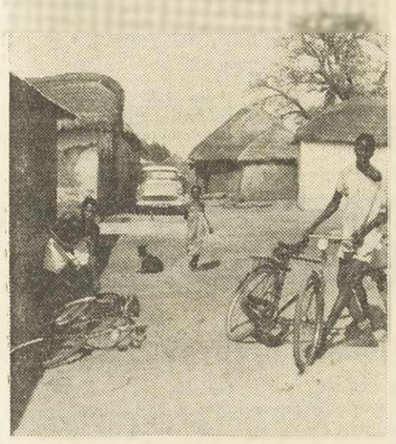
half dem 18jährigen Keith Carter aus Nottingham nicht, er hatte die Pfundnote aus dem Handtäschchen eines jungen Mädchens gestohlen, das ihn deshalb anzeigte. Beweis: Das Geld duftete nach ihrem Parfüm.

Angst und bange . . .

wurde es den Fluggästen auf einem südamerikanischen Flugplatz, als ihr Pilot eifrig das Buch „Wie lerne ich fliegen in einer Woche" studierte. Die Fluggesellschaft bestrafte den Spaßvogel mit einem Monat Gehaltsentzug.

Abgeblasen wurde . . .

ein Fahrradwettrennen in Andalusien. Als das Fahrradteam durch Tremulja kam, warfen begeisterte Mädchen Rosen auf die Radfahrer. Sämtliche Fahrräder bekamen mindestens einen Plattfuß. Rosen haben bekanntlich Dornen.



Dorfidylle in Afrika. Fahrrad und Auto gehören zum Aufbruch ins 20. Jahrhundert, den die Afrikaner mit heißem Herzen ersehnen und aus aller Kraft vorantreiben. Foto: Herzog

Die rothaarigen Neger von Chota

In der Nähe von Esmeraldas im nordöstlichen Ekuador gibt es zwei Negersiedlungen, die zusammen 1400 Einwohner zählen. In dem einen Dorf, Chota, fällt ein Teil der Bewohner durch die Haarfarbe auf. Fast jeder fünfte Chotaner besitzt rotes Kräuselhaar. Eine anthropologische Kommission untersuchte Lebensbedingungen und Herkunft der Schwarzen, die schon seit über 300 Jahren eine geschlossene Reservation bilden, untereinander heiraten und sowohl spanischen wie indianischen Blutsanteil aufweisen.

Sie sind Nachkommen jener Negersklaven, die 1650 von Westafrika nach Buenaventura im heutigen Kolumbien verschifft werden sollten. Von 300 Mann an Bord einer spanischen Galeone starben unterwegs 150. Als die spanische Besatzung das Allerheiligen-Fest feierte, gelang es den Negern, sich zu befreien und die Weißen niederzumetzeln. Nur zwei entkamen und berichteten den Vorfall. Die Neger hatten alles niedergemacht bis auf Maria Carmen Rodriguez y Mendez, die Verlobte des spanischen Kommandanten von Buenaventura, ihre beiden rothaarigen Schwestern und einige spanische Dienerinnen.

Die befreiten Sklaven brachten die Frauen an Land und marschierten ins Gebirge, wo sie bei Indios Zuflucht fanden. Da sie Höhenluft nicht vertrugen, brachten die Eingeborenen sie in ein tropisches Tal im Hinterland der Küste. Die weißen Frauen und Indianerinnen wurden die Stamm-Mütter der heutigen Chotaner. Das rote Haar der Schwestern Rodriguez y Mendez erhielt sich durch Generationen hindurch und ist ein Merkmal der kleinen afrikanischen Kolonie auf südamerikanischem Boden.

Ein Almanach der Eitelkeiten

Italiens Parlamentarier schrieben ihre Lebensläufe / Locken und Verdienste

Als „Almanach der Eitelkeit" wurde die jüngste Ausgabe des „Who's Who" der italienischen Parlamentsabgeordneten und Senatoren bezeichnet. Das rote Buch enthält ihre Bilder und selbstverfaßten Lebensläufe. Die meisten Volksvertreter wählten Fotos aus der Jugendzeit, so daß sich im Nachschlagewerk mehr Lockenpracht offenbart als auf den Parlamentsbänken, wo die Glatzen vorherrschen. Ein Abgeordneter hielt sich für so wichtig, daß er in fünf Spalten seinen Werdegang schilderte. Die Bescheidenste war eine Kommunistin, sie gab nur das Geburtsdatum und ihren Beruf — Schneiderin — an.

Interessant ist, daß fast ebensoviel Parlamentarier ihre Tätigkeit für die faschistische Republik Mussolinis erwähnen wie ihre Flucht vor dem „Duce" ins Ausland. Ein Minister bewältigte die Vergangenheit mit dem Vermerk: „würdevoller moralischer Widerstand gegen die Diktatur". Kommunistenführer Togliatti zählt die Decknamen auf, unter denen er in Italien und Rußland lebte und fügt hinzu: „Nach der Rückkehr wurde ich Justizminister unter dem Namen Togliatti . . ."

Walter Audisio hebt hervor, daß er 1945 Mussolini hinrichtete, und daß er sich jetzt als Mitglied der Senatskommission für Gesundheit mit Desinfektions- und Euthanasiefragen beschäftigt. Ein christlicher Demokrat bekennt sich als Musiker und Komponist der Hymne an seine Partei, ein weiterer Abgeordneter teilt mit, daß seine Urgroßmutter mütterlicherseits eine Urenkelin Katharinas II. war und seine Großmutter väterlicherseits von Zar Peter dem Großen abstamme.

Ein Schienenstrang im Wüstensand

Das „verrückte" Projekt der Hedschasbahn wurde wiederaufgenommen / Geplante Bauzeit: 913 Kalendertage

Genau ein Jahrhundert ist vergangen, seit der türkische Sultan Abdul Hamid die gläubigen Moslems aufrief, Geld zu spenden. Es solle für den Bau einer Eisenbahn verwendet werden, einen Schienenstrang, der Damaskus mit der heiligen Stadt Medina verbinden würde. Der kluge Sultan gedachte, mit der Bahn zwei Ziele zu erreichen: die Erleichterung der Pilgerreisen und die Festigung seines Reiches.

Die Gleise sollten in Damaskus beginnen, das damals noch zum Osmanischen Weltreich gehörte, von dort über Amman nach Süden führen und dann parallel zum Roten Meer bis nach Medina reichen. Die damaligen Bahningenieure hielten das Projekt anfangs für utopisch. 1800 Kilometer Schienen durch Wüstengebiet? „Das ist verrückt", sagten sie. Der Sultan war anderer Ansicht und ebenso die Gläubigen.

Der Koran schreibt ihnen vor, wenigstens einmal im Leben nach Mekka oder Medina zu pilgern. Damals bedeutete das für die Bewohner des Nordens der arabischen Welt eine bis zu 50 Tage lange Reise auf dem Kamelrücken. Es war eine Reise ins Ungewisse. Viele starben unterwegs an Krankheiten, am Hitzschlag oder durch Durst. Andere wurden von räuberischen Beduinen ermordet oder von Sklavenjägern eingefangen.

Deswegen war es auch nicht verwunderlich, daß die Spenden reichlich flossen. Im Jahre 1900 konnten endlich die Bauarbeiten beginnen. Um Geld zu sparen, hatte man sich auf eine Schmalspurbahn geeinigt. Acht Jahre später war das Werk vollendet. Wie viele Menschenopfer es gekostet hat, ist nicht in die Geschichtsbücher eingegangen. Einigermaßen glaubwürdige Schätzungen sprechen von rund 1000.

Endlich, im Jahre 1908, setzte sich vom Hedschasbahnhof in Damaskus, einem nicht eben schönen, aber imposanten Gebäude, der erste Zug nach Süden in Bewegung. Bewaffnete Begleitmannschaften sollten die Pilger gegen Beduinenüberfälle schützen, und das war nötig. Nach einer Reise von mehreren Tagen kam der Zug endlich in Medina an.

Viel Freude haben die Eisenbahner an der Linie nicht gehabt. Manchmal galt es, die von Sandstürmen verwehten Gleise freizuschaufeln, dann wieder hatte die Sonne streckenweise dafür gesorgt, daß sich die Schienen wie Schlangen krümmten. Immerhin, so abenteuerlich die Fahrt auch war, die Verbindung zwischen Damaskus und Medina war geschaffen.

Doch dann kam der erste Weltkrieg und mit ihm der Aufstand der Araber gegen die türkische Herrschaft. T. E. Lawrence, der Brite, der auf der Seite der Araber kämpfte, machte sich mit seinen Männern an die Arbeit. Zwischen Ma'an im heutigen Jordanien und Medina sprengten sie Brücken, Bahnhöfe und Schienen. Mit großer Begeisterung schrieb Lawrence in sein Tagebuch: „Die Lokomotive ist nur noch ein Trümmerhaufen. Sie wird nie wieder fahren."

Das Zerstörungswerk war so gründlich, daß sich Reparaturen nicht mehr lohnten. Die Verbindung zwischen Ma'an bis Medina ist immer noch unterbrochen. Die von Amman bis Ma'an wurde wieder zusammengeflickt, aber sie hat keine große Bedeutung, denn parallel zu ihr verläuft seit wenigen Jahren eine gute Asphaltstraße. Und auch die wurde nur gebaut, um eine Verbindung zwischen der jordanischen Landeshauptstadt und der Touristenattraktion Petra sowie dem aufstrebenden Hafen Aquaba herzustellen. Von ihm aus können die Pilger mit dem Schiff nach Dschidda weiterreisen. Dort haben sie Omnibusanschluß nach Mekka und Medina.

Dennoch starb der Traum von der Hedschasbahn nicht. Diesmal waren es vor allem der jordanische König Hussein und König Saud, die sich für die Bahnverbindung interessierten.

Ein stolzer Wächter der Hedschasbahn in Jordanien. Der Vertrag ist unterschrieben, eine britische Firma hat sich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die Hedschasbahn in „höchstens 913 Kalendertagen" wieder von Damaskus nach Medina fahren kann.

Die beiden letzten Monarchen in Arabien, die sich nicht übermäßig lieben, wissen, daß sie in einem Boot sitzen. Beide halten die Hedschasbahn für strategisch und politisch wichtig. Auch sie begründeten allerdings ihre Pläne damit, daß sie vor allem den ärmeren Pilgern entgegenkommen wollten, die sich keine Flugreise leisten könnten.

Die Bahnfachleute und Finanzexperten rieten von dem Plan ab. Sie sagten, die Linie könne sich nie rentieren, womit sie zweifellos recht haben. Sie rechneten aus, daß die Wiederherstellung des etwa 800 Kilometer langen Teilstückes nicht weniger als umgerechnet 88 Millionen Mark kosten würde.

Vor wenigen Wochen war es endlich soweit. Vertreter Saudi-Arabiens, Jordaniens und Syriens unterschrieben den Vertrag mit einer britischen Firma, der vorsieht, daß die Hedschasbahn in „höchstens 913 Kalendertagen" wieder von Damaskus nach Medina fahren kann. Auch die Finanzierung ist gesichert.

Nüchterne Kritiker stehen nach wie vor auf dem Standpunkt, daß das Geld praktisch zum Fenster hinausgeworfen sei. Die Beteiligten dagegen sind anderer Ansicht. Erstaunlicherweise sogar die Syrer, die den beiden letzten arabischen Königen sonst keineswegs wohlgesonnen sind. Auch da dürften strategische und politische Ueberlegungen den Ausschlag gegeben haben.

Wer einmal in Ma'an neben der Hütte gestanden hat, die sich Bahnhof nennt, und nachts die Ankunft eines Zuges erlebt hat, der glaubte, eine Geisterbahn zu sehen. Sie tauchte fauchend aus dem Dunkel der Nacht auf, kündete ihre Ankunft mit einem heulenden Pfeifton an, der den Rufen der Schakale glich. Die Bremsen quietschten, kaum jemand stieg aus, und dann stand der Zug wie ein fremdes Wesen in der nächtlichen Landschaft unter dem zum Greifen nahen Mond.

In 913 Tagen soll Ma'an nur noch ein Durchgangsbahnhof sein, eine Station auf dem langen Wege nach Medina.

Entartete Retter

Wiederholt hatten die staatlich angestellten Wasserwächter eines australischen Küstenortes gutgewachsene Bikini-Mädchen aus dem Meer „gerettet", die gar nicht um Hilfe gerufen hatten und vor dem nassen Element auch gar nicht geschützt werden wollten. Eines Tages wurde es den jungen Damen zuviel. Sie erstatteten Anzeige. Die einsatzfreudigen Lebensretter mußten eine gehörige Standpauke der Stadtverwaltung über sich ergehen lassen.

Manchmal fördert Krach die Arbeit

Geräuschkulisse hilft gegen Eintönigkeit / Eine überraschende Untersuchung

Starker Lärm, der bekanntlich als arbeitsstörend empfunden wird, kann unter Umständen auch die gegenteilige Wirkung haben. Vor einer „Geräuschkulisse" von 100 Dezibel (Maßeinheit für Dämpfung), die dem dröhnenden Lärm einer Untergrundbahn altmodischer Konstruktion entspricnt, wurden beim Verrichten einfacher Routinearbeiten bessere Resultate erzielt als unter normalen Lärmverhältnissen. Zu diesem paradox erscheinenden Ergebnis führten Experimente einer Forschungsgruppe für angewandte Psychologie an der Universität Cambridge.

Die Versuche wurden im sogenannten „Stillen Raum" des Forschungsinstituts durchgeführt. „Still" ist dieser Raum aber nur für den, der draußen steht, denn die Wände sind mit einer dicken Sandschicht isoliert, die keinen Laut nach außen dringen läßt. Innen dagegen braucht man nur einen Schalter zu betätigen, um einen Höllenlärm von 100 Dezibel zu erzeugen. Anfangs glaubt man, das ohrenbetäubende Getöse nicht ertragen zu können. Trotzdem ließen die Cambridger Forscher ihre Versuchspersonen unter dieser außergewöhnlich hohen Lärmbelastung im Testraum arbeiten, und zwar wurden ihnen sowohl komplizierte als auch einfache, rein mechanisch zu lösende Aufgaben gestellt.

Auf die Qualität der schwierigeren Arbeitsleistungen übte der wüste Lärm weder eine negative noch eine positive Wirkung aus. Aber auf die Resultate der einfachen Routinearbeit hatte er offenbar einen günstigen Einfluß: Sie waren besser und präziser als bei normaler Lärmbelastung.

„... dabei hat mir der Bengel bei der Einstellung gesagt, er sei Vegetarier!"

Dieses überraschende Forschungsergebnis beweist natürlich nicht, daß starker Lärm an sich für den Menschen gut wäre. Er mag — wie die Experimente zeigten — beim Verrichten eintöniger Arbeiten zwar gleichsam „stimulierend" wirken; das schließt jedoch keineswegs aus, daß er auf die Dauer möglicherweise sehr schädliche psychologische Auswirkungen haben kann.

Worin diese im einzelnen bestehen, ist bisher noch unbekannt.

Interessant war ferner die Feststellung der Forschergruppe, daß die oben geschilderte „stimulierende" Wirkung des Lärms erst bei einer Lautstärke von 90 Dezibel einsetzt. Bei Versuchspersonen, die einer gleichmäßig anhaltenden unter der Grenze von 90 Dezibel liegenden Lärmbelastung ausgesetzt wurden, sind weder bei komplizierten noch bei einfachen Arbeiten äußerlich wahrnehmbare Auswirkungen auf ihre Leistungsfähigkeit beobachtet worden. Dagegen können plötzlich auftretende neue und fremde Geräusche, auch wenn sie von schwächerer Lautstärke sind, natürlich von der Arbeit ablenken.

Unten lauert der Tod

Schwere Schlappe für Goldschmuggler – Die Bergung ist zu riskant

Seit einigen Monaten ist die Interpol einem Ring von Goldschmugglern auf der Spur. Das Syndikat, das mit allen Wassern gewaschen ist, benutzt als Umschlagplatz Kalkutta, von wo aus es Gold und Diamanten vor allem nach Sowjetrußland einschleust.

Neben der Iberischen Halbinsel, wo heute in der Südafrikanischen Union gekauftes Gold mit einem Gewinn für 400 Mark pro Kilo abgesetzt wird, spielt der Ferne Osten eine besondere Rolle.

Mit der unfreiwilligen Versenkung 30 Barren Goldes erlitt der Ring eine besonders schwere Schlappe. Als der Polizeichef in Manila davon erfuhr, suchte er nach Männern, die das ein paar Meilen vor Corregidor liegende Gold heben sollten. Einhundert Dollar am Tag und fünf Prozent Beteiligung wurden ausgesetzt. Doch als sich der vierte Taucher meldete, mußte der Polizeichef gestehen, daß drei andere auf dem wildzerklüfteten Grund des Meeres geblieben waren.

Dennoch ließ sich Phipps Warren nicht abschrecken. „Wie konnten die Männer verschwinden?" wollte er wissen.

„Das weiß niemand", gestand der Polizeichef. „Ihre Kabel wurden heraufgeholt, fein säuberlich abgeschnitten. Nur einen der Taucher konnten wir tot bergen."

Drei Tage später schlüpfte Phipps Warren von Bord des Bergungsschiffes. Er überprüfte alle zehn Meter die Luftventile — plötzlich berührten seine Füße etwas Hartes: den Rand einer Korallenbank, die ein paar Zentimeter vor seinen Bleischuhen in grundlose Tiefe abfiel. Gewarnt, packte Phipps ein Stück vorstehender Korallen. Doch die Strömung riß ihn fort gegen eine Höhlenwand, die das Meer ausgeschwemmt hatte.

Warren dachte nicht mehr an das Gold, das knapp vier Meter tiefer lag. Er rief nach dem Mann auf dem Schiff, der ihn hochziehen sollte. Aber das Mundstück schien tot. Nur das Rauschen des einströmenden Wassers drang an seine Ohren. Und als er nach dem Seil fühlte, hatte er das Geheimnis der verschwundenen Taucher entdeckt!

Das schlaff herunterhängende Seil war gerade einen Meter über seinem Kopf ausgefranst. Die messerscharfe Kante der Höhle hatte es fast zerstört. Als er nach dem isolierten Telephonkabel griff, trieb es davon. Es war wie mit einem Messer durchschnitten ...

Vorsichtig zog er an dem Luftkabel, bis er die Bruchstelle erreichte. Eine Handbreit darüber packte er es und zog das verabredete Zeichen — fünfmal. Oben hatte man verstanden. Er wollte lachen, weinen, schreien! Sie wußten von seiner schrecklichen Lage. Denn im gleichen Augenblick schwebte die Rettung heran. Ein Messer, das an dem Notseil festgemacht war.

„Ich zog das Messer heraus und schlug das Notseil durch", erzählte Phipps Warren später. „So wild habe ich noch nie ein Notsignal gegeben: fünfmal, sechsmal, siebenmal: Ziehen — aber schnell!"

Die Goldbarren sind seitdem noch zu heben wie der unweit davon versenkte Silberschatz, der 1942 dem Zugriff der Japaner entrissen wurde. Selbst die gerissensten Goldschmuggler sagen: „Es lohnt sich nicht."

die Kurzgeschichte

Soll und Haben

Von all seinen Bankkunden schätzte Bankdirektor Meisling das alte Fräulein Betz am meisten. Fräulein Betz hatte zwar schon lange ein dickes Konto auf seiner Bank, aber alles, was sie von Soll und Haben wußte, war, daß es ein Roman von Gustav Freytag sein sollte. Deshalb war es kein geringer Schock für Bankdirektor Meisling, als ihn das ältere Fräulein Betz um eine Unterredung unter vier Augen bat.

Das geldfremde Fräulein Betz schlug ihre grauen Augen zu ihm auf.

„Herr Direktor", genierte sie sich. „Sie haben noch meinen Großvater gekannt, Sie haben meinen Vater gekannt, Sie kennen auch mich. Wir sind eine alteingesessene unbescholtene Familie und Ihrer Bank schon seit Generationen treu. Nur dies, Herr Direktor, gibt mir den Mut, Sie um diese Unterredung zu bitten, denn ..."

(Sie wird Kredit aufnehmen wollen, dachte Direktor Meisling. Tippen wir mal auf schätzungsweise 50 000, 60 000?)

„Denn vielleicht hätte ich auch mit dem reizenden jungen Mann am Schalter sprechen können. Ich füge hinzu, daß ich, was Geldsachen anbelangt, von beinah krankhafter Ahnungslosigkeit bin. Möglicherweise ist das gar nicht so beschämend, was ich möchte. Vielleicht tun dies normale Bankkunden sogar recht oft, ohne mit der Wimper zu zucken."

(70 000 — tippte Bankdirektor Meisling jetzt.)

„Vielleicht hätte ich es doch eher dem reizenden jungen Mann am Schalter sagen sollen und Sie finden mich nachher recht albern, wenn Sie mein Ansuchen gehört haben. Ich schwöre Ihnen, all die fünfundzwanzig Jahre, die ich Ihrer Bank schon treu bin, habe ich das noch nie getan, was ich nun tun möchte.

(80 000 — dachte Bankdirektor Meisling bereits.)

„Kurz und gut", entschloß sich das ältere Fräulein Betz nun zum Generalangriff, „ich hätte gern ..."

(90 000 — kombinierte Bankdirektor Meisling endgültig.)

Aber da warf das Fräulein alle Kombinationen um.

„Ich hätte gern", stammelte sie tapfer und sah angelegentlich aus dem Fenster, „ich hätte gern fünfzig Mark von meinem Konto abgehoben."

Mia Jertz

Der Dudelsackbauer von Soho

Ein Straßenmusikant als erster Kunde / Hochzeitspfeifer der Prinzessin

In einer der bunten belebten Straßen Sohos, dem Viertel Londons, wo man Menschen aus aller Herren Länder begegnet, sitzt der einzige Dudelsackbauer Englands in seiner winzigen Werkstatt unter dem Dach bei der Arbeit. Er liefert seine Pfeifen in alle Welt und ist damit eine ernstzunehmende Konkurrenz für seine schottischen Kollegen.

Der 50jährige George Alexander blickte auf eine erfolgreiche Laufbahn als Kapellmeister und Solist für Saxophon und Klarinette in führenden Londoner Tanzorchestern zurück, als er vor sechs Jahren den Entschluß faßte,

Ein schottischer Dudelsackpfeifer in vollem Schmuck. Mancher hält die Töne eines Dudelsacks für furchtbare Geräusche, doch ein guter Spieler kann diesem Instrument wunderbare Töne entlocken.

das Dudelsackspielen zu erlernen. Danach dauerte es nicht mehr lange, bis er sich sein eigenes Instrument baute.

Heute stellen George Alexander und seine beiden Gehilfen in ihrer Werkstatt mit dem Blick über die Londoner Theaterwelt mehr als 150 Sackpfeifen im Jahr her, die in der ganzen Welt gefragt sind. „Ich weiß immer noch nicht, warum ich eigentlich Sackpfeifen baue", erzählte mir Alexander. „Obwohl ich in Schottland geboren bin, habe ich den größten Teil meines Lebens in London verbracht, und ich fühle mich auch als Londoner."

Heute verbindet man den Dudelsack hauptsächlich mit Schottland, doch bevor er nach Großbritannien kam, wurde dieses Instrument in dieser oder jener Form schon überall in Europa gespielt. George Alexander fertigt die traditionellen Hochlandpfeifen an, bestehend aus einem schafsledernen mit Schottenstoff bezogenen Windsack, einem Mundrohr, drei klarinettenartigen Rohren für die nur aus einem Ton bestehende Begleitung (Brummer genannt) und einer Melodiepfeife mit sechs Grifflöchern.

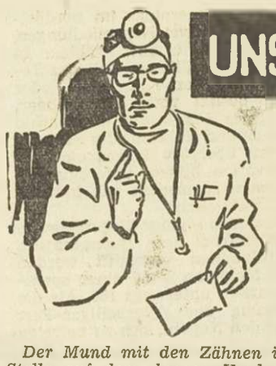
„Die eigentliche Kunst liegt im Bau der Melodiepfeife, da das Rohr sehr empfindlich ist, und man erst einen guten gleichbleibenden Ton erzielen kann, wenn das Rohr nicht mehr arbeitet", erklärte George Alexander. „Mancher hält die Töne eines Dudelsacks für ein furchtbares Geräusch, doch ein guter Spieler kann diesem Instrument wundervolle Musik entlocken. Es mutet seltsam an, daß ich hier in London schottische Sackpfeifen für alle möglichen Länder außer für Schottland baue und Material aus aller Welt dazu verwende. Das einzige Schottische daran ist der Windsack; das Holz für die Melodiepfeife und die Brummer kommt aus Afrika, das Rohr aus Spanien, das Elfenbein und Silber für die teureren Instrumente aus Indien und England." Ein Instrument kostet zwischen 300 und 1000 DM.

Die Kunden George Alexanders gehören allen Bevölkerungsschichten an. „Am Tage, als wir unsere Werkstatt eröffneten, kam ein Straßenmusikant zu uns, um seine Sackpfeife reparieren zu lassen, einige Monate später schickte uns der Herzog von Windsor sein kostbares Instrument zur Reparatur. Heute beliefern wir die Dudelsackkapelle der Luftwaffe und das Schottische Regiment in London."

Fast die Hälfte aller Instrumente, die die Werkstatt George Alexanders verlassen, geht ins Ausland. Ein Hotel in Paris gehört zu Alexanders Kunden, und ein großes Hamburger Geschäft bestellte gleich drei Pfeifen zur Schaufensterdekoration.

George Alexander selbst spielt heute noch mindestens dreimal in der Woche auf Hochzeiten, Tanzveranstaltungen und Essen in ganz Großbritannien. In seiner Hochlandtracht ist er ein vertrauter Anblick in Londoner Hotels und Klubs. „Ich habe regelmäßig auf dem Jahresball für die Angestellten des Buckingham Palace und auf Schloß Arundel für den Herzog von Norfolk gespielt", sagte er uns voller Stolz. „Bei der Hochzeit Prinzessin Alexandras spielte ich auf dem Ball auf Schloß Windsor."

Hört man die Töne eines Dudelsacks, sei es in Texas oder Tasmanien, Ottawa oder Oregon, Melbourne oder Montana, so ist es durchaus möglich, daß das Instrument aus jener kleinen Werkstatt stammt, weit vom schottischen Hochland entfernt, mitten im ge-



UNSER HAUSARZT BERÄT SIE

Gut gekaut, halb verdaut

Die Verdauung der aufgenommenen Nahrung beim Menschen geht (oder sollte gehen) so vor sich, daß die einzelnen Nahrungsbrocken zuerst im Mund zerkleinert werden. Gleichzeitig beginnt mit der Einspeichelung der chemische Verdauungsprozeß. Die chemische Verdauung wird dann im Magen und Darm fortgesetzt, bis das Endprodukt den Körper wieder verläßt.

Der Mund mit den Zähnen ist die einzige Stelle auf dem langen Verdauungsweg, wo die Nahrung mechanisch zerkleinert wird. Die Muskulatur etwa des Magens spielt — anders als z. B. bei Vögeln — beim Menschen keine Rolle in bezug auf mechanische Zerkleinerung der Nahrung.

Nun ist es aber keineswegs gleichgültig, wie groß so ein Brocken ist, der im Magen oder Darm verdaut werden soll. Die Verdauungssäfte greifen an der Oberfläche des Brockens an. Ein Nahrungsstückchen von 1 cm Kantenlänge hat 6 qcm Oberfläche. Wäre dieser Brocken in Würfelchen von 1 mm Kantenlänge aufgespalten, so hätten diese gleichschweren tausend Stückchen eine Oberfläche von 1000mal 6 qmm — 6000 qmm = 60 qcm Oberfläche, also das Zehnfache. Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß eine ausgiebige Zerkleinerung der Nahrung äußerst wichtig für eine gute Verdauung und Ausnutzung der Nahrung ist.

Tatsächlich kann man auch bei Menschen mit schlechtem oder fehlendem Gebiß oder solchen mit schlechten Eßgewohnheiten (Brockenschlingern) im Stuhlgang unverdaute Nahrungsteile nachweisen.

Wird schlecht gekaut, werden eine ganze Reihe von Nahrungsmitteln nur ungenügend ausgenützt, auch das Brot. Bei Kartoffeln, Gemüsen (Hülsenfrüchten) oder Nüssen liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. Am besten wird noch Fischfleisch verwertet, das schon bei geringem mechanischen Druck — also ohne große Kauarbeit — zerfällt. Die Folge einer mangelhaften Verdauung ist nicht nur der rein zahlenmäßige Verlust der nicht verdauten Lebensmittel, schlecht gekaute Speisen führen auch früher oder später zu einer Reizung und Schädigung der Darmwände. Dadurch wird die Resorption zusätzlich gestört. Vitamine, Mineralsalze, Eiweißbaustoffe werden dem Körper nicht mehr in genügender Menge angeboten. Eine ganze Reihe von Krankheitserscheinungen kann sich daraus ergeben, z. B. Nervenentzündungen, Hautblutungen, Blutarmut, Knochenerkrankungen, um nur einige zu nennen.

Abhilfe schafft in solchen Fällen ein ordentliches Gebiß, das auch wirklich zum Kauen benutzt wird. Damit kommt man auf die Dauer weiter als mit Verfütterung von Verdauungsfermenten, Coli- und Milchsäurebakterien, künstlichen Vitaminen und Mineralien, die als Anfangsbehandlung zum Ausgleich von Mangelzuständen durchaus zweckmäßig sein können.

Dr. med. S.

Ferienfreuden in fremden Wohnungen

Für zehn Pfund kann man in einen Neunzimmer-Bungalow mit Garten, Park und eigenem Badestrand an der südenglischen Küste einziehen und den Rolls-Royce des Besitzers sowie zwei andere Autos benutzen, vorausgesetzt, daß man ihm eine gleichwertige Wohnung mit ähnlichem Komfort irgendwo in Südeuropa anbietet. Dies ist der Clou der Ferientauschangebote, die seit einigen Jahren in England florieren.

Briten verbringen ihren Urlaub in den Heimen von Ausländern in den USA, Hawaii, Island, Schweden, Frankreich, Italien, Portugal, Spanien, Nordafrika, Holland und der Schweiz und stellen ihnen dafür ihre Häuser zur Verfügung. Der Tausch erfolgt gleich gegen gleich, Maßstab ist der Miet- oder Grundstückswert.

Mehrere Gesellschaften veröffentlichen Tauschlisten, in die man für fünf Shillinge eingetragen wird, nachdem eine Hausinspektion durch die Gesellschaft stattgefunden hat. Kommt ein Vertrag zustande, dessen Dauer von den Partnern vereinbart wird, so zahlt jeder bei einem Tausch innerhalb Englands fünf und bei einem ins Ausland zehn Pfund. Die Wohnungen müssen in Ordnung gehalten werden, jeder lebt auf eigene Kosten in der fremden Wohnung. Dem Partner überläßt man eine Liste, ob Fahrräder, Autos, Boote usw. benutzt werden dürfen und wo er am besten einkauft. Der Ferienwohnungstausch nahm bisher jedes Jahr um 15 Prozent zu.

„Neulich haben wir's ausprobiert . . ."

Die Wand / Von L. Kahlberg

„Besonders schlimm", sagt Schotter, „ist es in der Küche. Da ist die Zwischenwand zur Nachbarwohnung so dünn, daß Lupdaus, die Leute von nebenan, jedes Wort verstehen können, das wir sprechen."

Frau Schotter nickt zum Zeichen der Bestätigung.

„Neulich haben wir's ausprobiert", fährt Schotter fort. „Ich habe meiner Frau am Küchentisch, der direkt an der Wand steht, einen Witz erzählt. Als ich fertig war, haben Lupdaus laut gelacht. Ich habe noch einen Witz erzählt, und sie lachten, weil sie alles verstanden hatten, wieder."

Frau Schotter nickt erneut zum Zeichen der Bestätigung, daß alles wirklich so gewesen ist. Sie und ihr Mann sitzen beim Eigentümer des Hauses, in dem sie eine Mietwohnung haben; dieser Eigentümer wohnt selber ein paar Straßen weiter in einem Einfamilienhaus. Bevor Schotters dort erschienen sind, hat Schotter zu seiner Frau gesagt: „Das Reden übernehme ich, Luise! Nur wenn ich etwas Wichtiges vergessen sollte, kannst du ins Gespräch eingreifen!"

Der Hauswirt macht ein unbewegtes Gesicht. „Und warum, Herr Schotter, erzählen Sie mir das alles?"

„Weil es niemand zuzumuten ist, bei einem so hohen Mietpreis, wie Sie ihn fordern, in einer derartigen hellhörigen Wohnung zu wohnen. Das hat auch schon in der Zeitung gestanden. Meines Erachtens müßten Sie . . ."

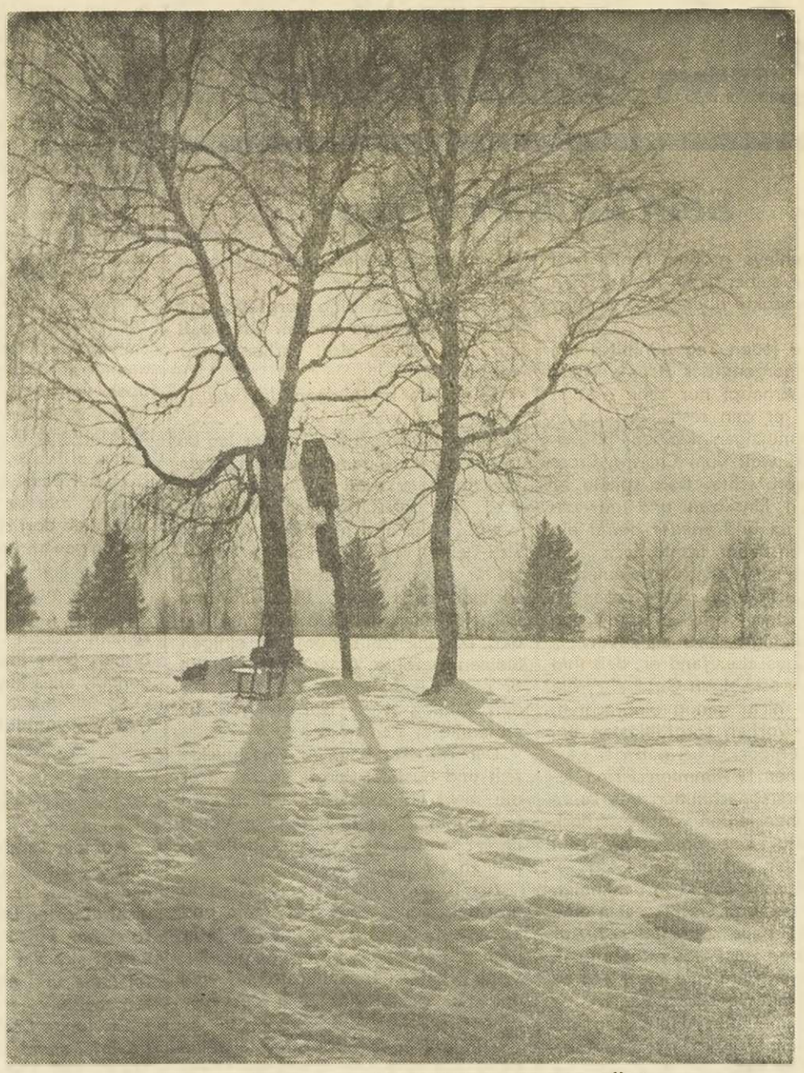
„. . . die Miete heruntersetzen? Das kommt gar nicht in Frage!"

„Aber . . ."

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Stellen Sie Ihren Tisch auf die andere Seite der Küche und dafür den Schrank an die Trennwand der Nachbarwohnung. Denn ein voller Schrank . . ."

„. . . fängt die Geräusche gut ab, da haben Sie recht", sagt Schotter. „Wir können es mit dem Schrank ja mal versuchen."

In diesem Augenblick meldet sich Frau Schotter zu Worte. „Den Küchenschrank an der Trennwand aufstellen? Unmöglich!" ruft sie aufgebracht. „Dann können wir ja gar nicht mehr hören, wenn Lupdaus sich mal in die Haare kriegen!"



WINTERTAG AM KALVARIENBERG BEI BAD TÖLZ

Die Turmuhr schlug gerade zwölf

Gespenster in Worcester / Erzählung von Billy Bumm

Der Wind heulte um das Schloß. Es klang so schaurig, wie es nur bei alten Schlössern üblich ist. Dennoch schien sich Sir Bacon nicht zu fürchten. Er lag auf der Couch, hatte den rechten Fuß, der in einem dicken Mullverband steckte, auf die Lehne gelegt und sprach mit dem Arzt, der bei ihm saß.

„Ohne Umschweife, lieber Doktor", sagte er, „Rücksichtnahme ist bei mir völlig fehl am Platze. Ich habe mich heute nacht nicht mal vor dem Gespenst gefürchtet, da werde ich doch jetzt mit ruhigem Gewissen dem nackten Tod ins kalte Auge sehen können. Also wie steht es mit mir, was hat das Gespenst getan? Besteht Lebensgefahr für mich?"

Der Arzt, der den whiskyfröhlichen Sir Bacon gut kannte, verbiß sich ein Lächeln.

„Davon kann überhaupt keine Rede sein, Sir. Ich kann mir bloß nicht erklären, wie das Unglück geschehen konnte. Wie ist das überhaupt passiert mit Ihrer Verletzung?"

„Aber ich sage Ihnen doch, ich habe heute nacht mit einem Gespenst kämpfen müssen."

„Und wie kamen Sie dazu?"

„Das weiß ich auch nicht. Das Gespenst hat mich angegriffen und da hab' ich mich verteidigt."

„Sie verstehen mich falsch, Sir. Ich möchte Sie bitten, mir genau zu erzählen, was vor sich ging und wie es dazu kam."

„Aha. Also gut, Fangen wir von vorne an." Er schwankte auf seinem Sitz und begann mit fahrigen Bewegungen zu erzählen. „Wie Sie wissen, lieber Doktor, bin ich hier bei Lord Worcester auf Schloß Worcester zu Gast.

HEUTE

Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan.
Und keinen Tag soll man vergessen.
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen:
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirket weiter, weil er muß.

GOETHE

Natürlich haben wir bei dieser Einladung unerhört kühn gefeiert. Ist ja klar, nicht?"

„Allein?"

„Nein. Mit Alkohol."

„Verstehe, Sir."

„Aber kurz vor Mitternacht war der Whisky alle, verstehen Sie?'

„Verstehe, Sir."

„Und da Lord Worcester und ich auf diese Weise nichts mehr zu trinken hatten, sagte Lord Worcester zu mir: ‚Es tut mir leid', sagte er, ‚aber wir müssen schlafen gehen.' "

„Sagte der Lord?"

„Sehr richtig, der Lord! Aber das war nicht alles, was der Lord sagte. Hinterher sagte er nämlich noch: ‚Es tut mir leid, lieber Tom', sagte er, ‚aber du mußt heute nacht im Gespensterzimmer schlafen, die anderen Zimmer sind alle überfüllt!' "

„Das ist doch das Zimmer oben im Turm?" erkundigte sich der Arzt.

„Sehr richtig, oben im Turm." Sir Bacon schwankte, als er mit der Hand nach oben zeigte und zur Decke sah. „Soll da oben der Geist eines alten Dieners umgehen, der in grauer Vorzeit mal auf Schloß Worcester gewesen ist. Besagter Diener nahm sich das Leben, weil das Schloß ihm zu unheimlich vorkam."

„Verstehe, Sir."

„Kann man ja auch verstehen, nicht?"

„Und danach gingen Sie schlafen, Sir?"

„Da der Whisky alle war, wäre es sinnlos gewesen, noch länger aufzubleiben."

„Und Sie schliefen im Gespensterzimmer?" fragte der Arzt, um auf das Thema zurückzukommen.

„Sehr richtig, im Gespensterzimmer. Ich lag aber kaum eine viertel Stunde in demselben. Die Turmuhr schlug zwölf, der Hund heulte und der Wind bellte . . ."

„Umgekehrt, Sir"

„Umgekehrt? Wieso umgekehrt?"

„Der Hund bellte."

„Wird sich ja auch so gehören. Glauben Sie vielleicht, der Wind hat gebellt? Nein, nein, das geschieht nicht einmal in Gespensterzimmern. Also wie gesagt, der Wind bellte. Und wie ich nun im Bett liege, sehe ich, wie sich unten am Fußende fünf Finger bewegen."

„Ach", machte der Arzt.

„Aber das war eine Täuschung, verstehen Sie?"

„Natürlich, ganz klare Täuschung, verstehe."

„Denn wie ich genau hinsehe", fuhr Sir Bacon eifrig fort, „da sehe ich, daß es sogar zehn Finger sind."

„Finger?"

„Jawohl. Zehn kleine Finger. Natürlich wußte ich sofort, daß das der Geist war. Aber wie ich schon sagte, kann ich dem kalten Tod nackend ins Auge sehen. Infolgedessen sagte ich markig: ‚He, Sie, lassen Sie diesen Blödsinn!' "

„Es hörte aber nicht auf?"

„Nein, der Geist krabbelte weiter. Da habe ich dann, das ist übrigens das letzte, was ich noch weiß, kaltblütig geschossen." Er unterbrach sich und sah den Arzt an. „So, und nun sagen Sie mir ohne Umschweife, was der Geist mit mir gemacht hat."

„Nicht viel, Sir. Sie haben sich nur drei Zehen abgeschossen."

Der Bürgermeister klappte den Aktendeckel zu

Der Nachtwächter / Erzählung von Rolf Hans Nüßler

Der Bürgermeister sah kaum von seinen Papieren auf, als nach längerem Klopfen der Gemeindenachtwächter Gacker in die niedrige Amtsstube trat.

„Guten Morgen, Herr Bürgermeister", sagte er und nahm mit einem Bückling die Mütze ab. „Man hat mir gesagt, ich soll mal zu Ihnen kommen, und da bin ich nun gekommen, Herr Bürgermeister."

„Gleich, Gacker", sagte der Bürgermeister und blätterte weiter.

Der Nachtwächter war in der Nähe der Tür stehengeblieben und wischte sich den herabhängenden Schnurrbart. „Ist was passiert, daß ich zu Ihnen aufs Amt kommen muß?" fragte er beunruhigt. „Ich habe meinen Dienst immer pünktlich gemacht, Herr Bürgermeister."

Der Bürgermeister klappte den Aktendeckel zu und stand auf. „Nein, nein, passiert ist nichts." Er legte die Hände auf den Rücken und ging mit wichtigen Schritten durch das Zimmer. „Das Dumme an der ganzen Geschichte ist, daß nichts passiert ist." Der Nachtwächter hob die schweren Augenlider und sah ihn verständnislos an. „He?"

Der Bürgermeister blieb vor Gacker stehen. „Der Gemeinderat hat beschlossen, das Amt des Nachtwächters abzuschaffen."

„Schon wieder?" Gackers müde Augen waren nun ganz wach. „Das ist doch schon das zweitemal, Herr Bürgermeister. Damals, als nichts passierte, als in keiner Nacht mehr eingebrochen wurde, hat man gesagt, der Nachtwächter ist überflüssig, und ich wurde entlassen."

Der Bürgermeister machte eine hilflose Gebärde.

„Aber kaum war ich entlassen, ging es mit den Einbrüchen von damals wieder los, und Nacht für Nacht wurde irgendwo irgendwas gestohlen."

„Das weiß ich ja", erwiderte der Bürgermeister ärgerlich, „deswegen haben wir Sie ja nachher wieder eingestellt."

„Und warum soll ich jetzt wieder entlassen werden?"

Die mangelhafte Logik Gackers machte den Bürgermeister ungehalten.

„Na, weil die Einbrüche aufgehört haben, seit Sie im Amt sind." Er legte die Stirn in tiefe Falten und machte wieder einen Rundgang durch die Amtsstube. „Der Gemeinderat sagt sich nun, daß es eine unnötige Ausgabe ist, wenn wir Sie trotzdem beschäftigen, und ich muß sagen, er hat recht. Wozu soll sich der Ort einen Nachtwächter halten, wenn doch nicht mehr eingebrochen wird? Das müssen Sie doch einsehen, nicht?"

Gacker machte eine lange Pause und schien nachzudenken. „Na ja, solange nichts passiert, stimmt es schon", sagte er nach einer Weile, „aber es könnte doch sein, daß sofort wieder eingebrochen wird, wenn ich nicht mehr im Amt bin, nicht?"

Der Bürgermeister blieb stehen und dachte ebenfalls nach. „Das ist richtig", sagte er, „natürlich . . ."

„Na, sehen Sie, und was machen Sie dann?"

„Aber Gacker, das ist doch ganz einfach. Dann würde ich beim Gemeinderat vorstellig werden und dafür sorgen, daß Sie wieder eingestellt werden."

Mit dieser Ueberlegung war Gacker nicht einverstanden. „Das ist unsozial", knurrte er. „Solange Sie mich brauchen, stellen Sie mich ein, und wenn Sie mich nicht brauchen, entlassen Sie mich. Da kriege ich doch nie eine Vollbeschäftigung zusammen. Nein, Herr Bürgermeister, das paßt mir nicht. Heute Nachtwächter und morgen . . . Das können Sie mit mir nicht machen, das halte ich nicht mehr aus, das ist mir viel zu aufregend."

„Na, glauben Sie etwa, das läßt mich kalt? Und in meinem Alter bekommt mir die Aufregung ja auch nicht mehr so, nicht?"

Der Bürgermeister wurde aus dem verärgerten Nachtwächter nicht mehr klug. „Von was für einer Aufregung reden Sie eigentlich? Regt Sie es auf, weil Sie wieder entlassen werden?"

„Natürlich regt mich das auf, wenn ich entlassen werde. Aber viel schlimmer regt es mich auf, daß ich wieder einbrechen muß, um neu eingestellt zu werden."

Ihr entzückender, einfallsreicher Plan

Warum denn so eilig? / Heitere Erzählung von L. Kahlberg

Zuerst hatte Frau Möller ihren Mann gequält: „Wir müssen unbedingt ein Haus haben, Otto. Ein Haus gehört heutzutage zum guten Ton. Postmanns, Bierfelds und Klappuhns haben schon eins. Sogar Ludaus, die immer so knapp bei Kasse sind, bauen jetzt. Und da sollen Leute wie wir zurückstehen?"

Als Herr Möller schließlich nach sechsmonatigem Sturmangriff kapitulierte, ein Grundstück erwarb und einen Vertrag mit einer Baufirma schloß, begann Frau Möller die Leute vom Bau zu quälen. Jeden Tag erschien sie so zwei-, dreimal auf der Baustelle.

„Ein bißchen fixer, bester Herr. Keine Müdigkeit vorgeschützt!" trompetete sie dem Mann im Führerhaus des Ausschachtungskrans ins Ohr. Der grinste nur. Dagegen reagierte der Polier, der nachher den Kellerbau leitete, schon anders. Frau Möller sagte zu ihm:

„Beeilung, lieber Mann, Beeilung! Sie sollen hier nicht schlafen für unser Geld. Die Frühstückspause dauert auch zu lange. Essen können Sie auch zu Hause!"

„Sind Sie der Bauherr?" erkundigte sich der Polier.

„Natürlich nicht. Bauherr ist mein Mann!"

„Dann soll er herkommen, wenn er uns was zu sagen hat!"

Worauf Frau Möller wütend zum Architekten rannte

„Die Bauarbeiten schreiten mir zu langsam fort, Herr Architekt. Und die Maurer, man will ja nicht petzen, aber die tun gar nichts den lieben langen Tag!"

Der Architekt nickte höflich. „Sie haben natürlich recht. Nur müssen Sie sich mit der Beschwerde an die Baufirma wenden."

So kam Frau Möller zu Herrn Locke von der Bauunternehmung Locke und Co. „Also ich verlange", rief sie, mittlerweile hochrot vor Aerger, „daß die Leute auf dem Bau die Steine schneller zusammenmauern, den Mörtel zügiger streichen, ihre Beine fixer bewegen. Ich kann es nicht mit ansehen, wie da alles in Zeitlupe gemacht wird, während ich es eilig habe. Mein Herr, das Haus muß in drei Monaten fertig sein!"

Herr Locke war ein versierter Geschäftsmann. Er schenkte Frau Möller sein charmantestes Lächeln und blickte sie an, als ob er beinahe ein bißchen verliebt in sie sei.

„Na, warum haben Sie's denn so eilig, gnädige Frau?"

Frau Möller ließ einen zarten Seufzer hören. „Man möchte ja schließlich so schnell wie möglich im eigenen Hause leben. Kein leidlich intelligenter Mensch wohnt heute noch zur Miete . . . Doch, zu Ihnen gesagt, etwas anderes ist mir noch wichtiger!"

„So? Und was denn?" strahlte Herr Locke sie an.

„Ach, wissen Sie", rief Frau Möller hingerissen, „ich habe da einen entzückend einfallsreichen Plan, wie man das Haus, sobald es fertig ist, auf eine interessante Art umbauen kann!"

Deshalb fährt er nach Mailand

Relativ ist alles / Von Curt Seibert

„Hast du schon gehört, Junkbluth fährt nach Mailand."

„Wer ist Junkbluth?"

„Du willst mir doch nicht etwa sagen, daß du Professor Junkbluth nicht kennst?"

„Nie gehört."

„Mensch, du hast wohl nicht alle Tassen im Schrank? Professor Junkbluth! Der berühmte Astronom, der die Unhaltbarkeit der Relativitätstheorie bewiesen hat!"

„Was hast du gesagt?"

„Der die Unhaltbarkeit der Relativitätstheorie bewiesen hat."

„Relativitäts — was bewiesen hat?"

„Du kannst mir doch nicht weismachen, daß du noch nie etwas von der Relativitätstheorie gehört hast?"

„Was ist denn das?"

„Also, werde ich dir erklären: Wenn du dich mit einem interessanten Menschen eine Stunde unterhältst und es kommt dir vor wie fünf Minuten oder wenn du fünf Minuten auf einem heißen Ofen sitzt und es kommt dir vor wie eine Stunde —"

„Und das hat der Junkbluth erfunden? Großartig."

„Im Gegenteil! Junkbluth hat nachgewiesen, daß dies Unsinn ist. Aber ich will dir noch ein Beispiel nennen: Wenn ich deine Nase in meinen Fingern habe, dann hast du auch deine Nase in meinen Fingern, aber ich bin relativ besser dran."

„Und deshalb fährt Junkbluth nach Mailand?"

Zum Feierabend

Sein größter Coup

Tommy Ashleys größter Fehler war es, daß er seiner Frau nicht reinen Wein einschenkte über die Art seiner Geschäfte.

Wenn er jeden Tag pünktlich um 8.20 Uhr morgens das Haus verließ, wußten überhaupt nur sehr wenige Leute, daß er den restlichen Tag in einem schmutzigen kleinen Billardsalon, nicht weit vom Charing Cross entfernt, verbrachte. Dort spielte er mit kleinen Einsätzen und gewann meistens. Hin und wieder betrat ein Fremder den Raum, fragte nach Tommy, und sie setzten sich zusammen in eine dunkle Ecke und besprachen etwas. Und stets verließ Tommy den Tisch ein wenig reicher als zuvor.

Eines Tages aber fand er, daß ihm die kleinen, schäbigen Geschäfte, die er machte, nicht genug einbrachten, und nach Wochen sorgfältigsten Beobachtens entdeckte er, daß der Kassenbote einer bestimmten Firma jeden Donnerstagnachmittag das Lohngeld der Angestellten vom Postscheck amt abholte. Der Bote ging zum Kassenschalter, erhielt das Geld — mehrere tausend Pfund in Banknoten und Silber — und steckte es in eine große, fast neue Aktentasche. Auf dem Rückweg zur Firma pflegte er in einem kleinen Café eine Tasse Tee zu trinken. Tommy beobachtete, wie er dabei jedesmal die Aktentasche ans Stuhlbein lehnte, allerdings kaum ein Auge von ihr ließ.

Befriedigt von seinen Entdeckungen kaufte Tommy eine Aktentasche, die der Tasche des Boten wie ein Ei dem andern glich. Das Auswechseln war zwar ein ebenso alter wie gefährlicher Trick, aber mit viel Frechheit und etwas Glück konnte es gelingen.

Seine Frau war entzückt vom Kauf "Oh, Tommy, ich wünschte mir schon immer, daß du so eine herrliche Aktentasche hättest. Jetzt sieht man dir den Geschäftsmann erst richtig an!" Prüfend wand sie die Tasche um und um. "Schau!" sagte sie dann entrüstet und zeigte auf einen winzigen Kratzer, "du hast sie schon beschädigt! Ich will sie polieren!"

Tommy steckte sich eine Zigarette an und schaute ihr wohlgelaunt zu. "Mach dir doch deswegen nicht soviel Mühe!" brummte er.

"Tommy, geh bitte sorgfältig mit ihr um!" ermahnte sie ihn. "Und paß auf, daß du sie nicht verlierst oder verwechselst!"

Er grinste breit, denn das war ja gerade das, was er vorhatte . . .

Am darauffolgenden Donnerstag betrat er das Cafe unmittelbar nach dem Lohngeldboten und stellte befriedigt fest, daß das Cafe fast vollbesetzt wear. Es fiel also nicht auf, wenn er sich neben sein Opfer setzte. Er bestellte einen Tee, schaute sich wie suchend nach einem Platz um und ließ sich dann neben dem Boten nieder. Die mit Zeitungen und einigen Steinen gefüllte Aktenmappe stellte er neben jene, in der das Geld für den Zahltag war. "Nur ruhig Blut!" ermahnte er sich selbst.

Der Tee war heiß, er verschluckte sich und hustete. Sorgfältig setzte er die Tasse ab und schielte nach dem Geldboten. Alles in Ordnung: Völlig arglos saß der Bote da und kaute zufrieden an seinem Kuchen.

Als Tommys Tasse leer war, schob er sie beiseite, holte tief Atem und stand auf. Scheinbar achtlos griff er nach der Aktenmappe mit dem Geld. Seine eigene Tasche rutschte weg und tiel gegen das Bein des Kassenboten

"He da!" Der Bote streckte seine Hand aus und zog die umgefallene Mappe hastig auf seinen Schoß.

Draußen auf der geschäftigen Straße, schritt er rasch aus. Und plötzlich spürte er, daß er Angst gehabt hatte. Schwer atmend strich er sich den Schweiß von der Stirn.

"He, Mister! He — warten Sie!"

Tommy warf einen hastigen Blick zurück, dann begann er zu rennen. Er hatte nur dreißig, vierzig Meter Vorsprung. Eine Polizeipfeife trillerte und Panik ergriff ihn. Wie blind rannte er weiter. Viele Passanten starrten ihn neugierig an. Er sah sie nicht, drückte nur die Mappe noch enger an sich. Er hatte alles genau geplant Ein paar Meter um die nächste Ecke war ein Kino. Den Schritt verlangsamend, als er sich dem Eingang näherte, durchquerte er die Halle und wies dem Kontrolleur das schon vorher gekaufte Billet vor.

"Hier entlang, Sir!" Der Lichtkegel der Taschenlampe tanzte vor ihm, als er in der stickigen Dunkelheit stand und sich umschaute. Dort hinten war der Notausgang Entschlossen steuerte er darauf zu, ohne auf den Ruf der Platzanweiserin zu achten.

Eine Minute später zwinkerte er unter dem Tageslicht. Er stand in einer Allee, wenige Meter vor dem kleinen Cafe entfernt. Sie war menschenleer und deshalb rannte er bis zur Kreuzung. Dort blieb er einen Augenblick stehen, faltete den Regenmantel sorgfältig und drapierte ihn über der Aktentasche, sie dadurch halb verbergend. Er zog die Krawatte zurecht und überquerte dann zufrieden die Straße, ohne auch nur einen Blick auf das Cafe zu werfen. Mit der U-Bahn fuhr er bis zum Billardsalon und blieb dort bis um halb sechs Uhr, seiner gewohnten Zeit zum Heimkehren.

Als er nach Hause fuhr, beglückwünschte er sich im stillen selbst zu seinem großen Coup, seinem größten bisher. Sein Plan hatte keine Lücke gehabt, alles klappte vorzüglich.

So selbstsicher war Tommy Ashley, daß der Anblick des Polizeisergeanten, der zu Hause auf ihn wartete, ihm buchstäblich den Atem nahm. Er machte kehrt und versuchte zu fliehen, aber ein zweiter Detektiv stand plötzlich hinter ihm und versperrte ihm den Ausgang.

Der Sergeant ergriff die Aktentasche und öffnete sie.

"Ist noch alles Geld da?" fragte er.

Tommy nickte, unfähig auch nur ein Wort zu sagen.

Seine Frau saß in der entferntesten Ecke des Zimmers auf einem Stuhl, die Hände verkrampft, mit, mit weißem, versteinertem Gesicht.

"Du hast mir nie etwas gesagt, Tommy", flüsterte sie.

"Ich . . ." Tommy fuhr sich mit dem Zeigefinger unter den Kragen. "Ich verstehe überhaupt nicht . . ." Er starrte auf die zweite Aktentasche auf dem Tisch — die Tasche, die er gekauft hatte. "Wie konnte—"

"Ich wollte doch nicht, daß du sie verlierst!" unterbrach ihn seine Frau schluchzend. Tommy schaute sie fassungslos an.

Da beugte sich der Sergeant vor und öffnete die Mappe.

Tommy schnappte nach Luft: Im Deckel der Mappe standen sein Name und seine volle Adresse — von seiner Frau fein säuberlich eingezeichnet

Panne am Kilometerstein 119

Auf der Landstraße, 120 Kilometer von der Stadt entfernt, hielt ein kleiner ziegelroter Sportwagen. Er war nicht jüngsten Datums. Wenn man ihn so stehen sah, hatte man das Gefühl, daß er sich ein wenig zuviel zugemutet hatte und erst einmal verschnaufen mußte.

Die junge Dame, der dieser Wagen gehörte, stand ratlos neben ihm und blickte sich nach Hilfe um. Sie hieß Susanne und war Besitzerin eines kleinen, gutgehenden Hutsalons in der Stadt.

Wie sie jetzt so ratlos auf der Landstraße stand, hielt plötzlich ein Wagen neben ihr, ein junger Herr sprang heraus und fragte:

"Kann ich Ihnen helfen?"

"Ich habe eine Panne."

Er ging um den Wagen herum, öffnete die Motorhaube, tat dies und jenes.

"Der Wagen muß sofort in die Werkstatt", sagte er.

"Schlimm?"

"Wenn Sie weitergefahren wären — ich wage es nicht auszudenken. Kommen Sie, steigen Sie bei mir ein! Ich fahre Sie in einen kleinen Ort am See in der Nähe, ich kenne mich dort gut aus, da ist eine Werkstatt. Der Meister arbeitet auch am Sonntag wie heute. Er soll Ihren Wagen abschleppen."

"Was blieb Susanne übrig? Sie stieg ein. Der Mann, ihr Retter in der Not, schien 35 Jahre, groß schlank, ein sympatisches Gesicht mit gesunden Zähnen und den lachenden Augen.

Die Fahrt verging rasch. Sie fuhren in den Hof einer Werkstatt ein.

"Zwanzig Liter wie immer, Herr Steiner?" fragte der Werkmeister.

"Heute nicht, draußen, bei Kilometerstein 119 wartet ein roter Sportwagen auf Sie. Ihm ist die Puste ausgegangen. Schleppen Sie ihn bitte ab, in einer Stunde komme ich wieder vorbei und wir sehen ihn uns gemeinsam an."

Und schon waren sie wieder aus dem Hof heraus und zehn Minuten später stellte der Kellner auf der Seeterasse des Strandhotels zwei kleine silberne Kannen mit Kaffee vor sie hin

Peter kam von der Werkstatt zurück. "Morgen früh ist Ihr Wagen fertig. Ich habe vorsorglich ein Zimmer im Hotel für Sie bestellt. Ihr Koffer ist bereits oben."

Wenn eine Frau über dreißig ist, merkt sie schnell, was gespielt wird.

"Ich werde mit dem Zug in die Stadt zurückfahren", sagte sie.

"Eine blendende Idee!"

"Wissen Sie zufällig, wann der nächste Zug fährt?"

"Nein. Aber ich kann mich erkundigen, in welchem Jahr die Eisenbahn hier gelegt wird."

Kein Mann weiß, wie es im Herzen einer Frau wirklich aussieht. Hätte Peter auch nur annehmen können, daß eine Stunde später Susanne nicht in ihrem Zimmer war, sich für den Abend umziehen, sondern in der Werkstatt neben ihrem ziegelroten Sportwagen stand?"

"Sie können jederzeit weiterfahren" sagte der Werkmeister.

"Wie? Schon fertig? Was hat gefehlt?"

"Benzin. Der Tank war leer."

Da ging Susanne schnellen Schrittes in das Hotel zurück, fest entschlossen, ihren Koffer zu holen und sofort zurückzufahren. Aber da lag auf ihrem Tisch ein Rose, eine einzige Rose. Und eine Visitenkarte daneben. Peter Steiner, Autovertretungen. Susanne hielt die Karte lange in ihrer Hand. Ein Geschäftsmann wie sie. Genau das, was man sich so zum Heiraten vorstellt, wenn man seine Gedanken über haupt darauf verschwendet. Und dieser Schwindel mit dem Wagen? Mein Gott, Männer sind eben so. Warum soll sie nicht mitspielen? Heute abend ist Tanz im Hotel.

Sie trinken Sekt. Sie sitzen auf der Terasse, direkt am See. Der Jasmin duftet. Die Musik spielt zärtliche Weisen. Sie laufen lachend zum Tanz. Als sie zum Tisch zurückkommen, hat der Kellner eine neue Flasche ins Eis gestellt

"Die dritte!" sagte Susanne mit einem Vorwurf, der nicht ernst g ist. Peter küßt ihre Hand.

"Spesen!" sagt er.

"Schwer zu verbuchen!"

"Leicht zu verstecken unter denwerbung."

Plötzlich ist eine Stille zw ihnen. Es ist die Stille des zart Verstehens.

"Sie sind niemanden Rechen schuldig?" fragte er.

"Niemandem."

"Und Ihr Hutsalon — ich der Salon geht gut?"

"Er geht gut, Peter."

"Dann verstehe ich eines nich kann man als junge, gutaussel Frau mit einem gutgehende schäft eine so alte Klapperkist ren? Sie sollten sich einen neue gen anschaffen."

Susanne stieß ihr Glas vom Es zerschellte am Boden.

Peter holt ein neues Glas vo bentisch, füllte beide Gläser trinkt ihr zu.

"Auf den neuen Wagen!" sa vergnügt.

Susanne trinkt nicht mit. Ihre me kingt merkwürdig brüchig werden diesmal den Sekt leider auf Spesen verbuchen können Steiner. Ich habe nämlich nic Absicht, mir bei Ihnen einen Wagen zu bestellen. Das ist e ein Geschäft, das Ihnen dan ging."

"Aber Susanne! Wer will denn einen Wagen verkaufen?"

Sie ! Sie sprechen doch von anderem."

Jetzt wirft er das Glas vom Er läßt es liegen. "Susanne", s eindringlich, zugegeben. Am wollte ich Ihnen ein Auto verka Aber dann — ich wußte, daß der Werkstatt waren. Der We ster hat mich sofort angerufen mir alles erzählt. Da habe ich eine Rose geschickt, zur Versöh Als ich die Rose gekauft hatte mir überlegte, wie ich sie auf sen verbuchen könnte — da ka nicht zurecht. Rosen als Spesen das Finanzamt nicht ab. Plötzlic mir ein, wie hübsch Sie sind . .

"Weiter, Peter!"

Peter windet sich wie unter e Schraubstock. "Sehen Sie, das ich nicht. Sowie es bei mir um te Dinge geht, da versagt Sprachschatz, da komme ich eben auf die berufliche Tour."

Aus seiner Brust bricht ein S wie aus einem Nebelhorn. "Das ze sollte doch nur eine Einle sein. Ich wollte dich überzeugen du nicht mehr mit deinem alten gen fährst, allein, sondern in nem neuen Wagen, mit mir — wenn du gefragt hättest, waru dann hätte ich dir schon gesagt mich bewegt."

Am Montag fuhren zwei Wag beneinander die breite Straße Stadt zurück. Ein moderner W Baujahr 1959, und ein alter roter Sportwagen, der noch rechts gesteuert wurde. Sie f Chassis an Chassis und durch di den offenen Fenster hielten isch Menschen an den Händen. Da te hinter ihnen hupen, wer die zwei Wagen fuhren unzertre nebeneinander und wenn keine kehrsstreife dazwischen geko ist, fahren sie heute noch so

Zwischenfall in der Sahara

Die wenigen Fahrgäste in dem modernen Fernbus der Transsahara- Linie räkelten sich wohlig in den weichgepolsterten Sitzen, als die Stewardeß den Mokka servierte.

Vor einer halben Stunde hatten sie "Bidon 5" passiert, eine künstlich geschaffene Oase, in der noch einmal Wasser und Vorräte ergänzt wurden, bevor es auf die lange Fahrt durch die vielen hundert Kilometer breiter, lebensfeindlicher Felswüste "Tranesruft" ging. Die Reisenden warfen kaum einen Blick hinaus. Die trostlose, steinige Oede würde der unverändert gleichbleibende Anblick für den Rest des Tages sein. Draußen herrschten zu dieser Zeit mehr als 50 Grad Celsius; aber was ging das sie an? Eine gutfunktionierende Klimaanlage hielt die Temperatur im Wageninnern auf einer angenehmen Tiefe.

So saßen sie also, vier Europäer und zwei Marokkaner, wohlbehütet in diesem fahrenden Hotel, schlürften heißen Mokka, schäkerten mit der zierlichen Stewardeß, die in Marseille geboren und heute die einzige weibliche Mitfahrerin war, lauschten den rhythmischen Klängen des Senders Oran, lasen Zeitung oder dösten vor sich hin. Niemandem fiel es ein, sich Gedanken darüber zu machen, daß man jetzt durch eine der berüchtigsten Durststrecken der Sahara fuhr.

Monsieur Renaux warf gerade einen Blick auf seine Uhr und stellte mißgelaunt fest, daß er erst in zehn Stunden in Gao sein würde, als plötzlich ein Knacken im Lautsprecher die Musik unterbrach. Im gleichen Augenblick zogen knirschend die Bremsen an und die Stimme der Stewardeß gellte durch den Wagen: "Feuer! Feuer!"

Es hätte ihres Rufes nicht bedurft, denn aus der Kabine, die den Führersitz vom Fahrgastraum trennte, quoll bereits dicker Rauch. Wenig später sammelten sich die sechs Passagiere mit ihrem hastig zusammengergerafften Gepäck um Habib, den tunesischen Fahrer, der rechtzeitig abgesprungen war und nun mit der Stewardeß flüsternd einige Worte wechselte, während im Hintergrund haushohe Stichflammen das Wunderwerk moderner Verkehrstechnik in einen Haufen verbogenen Bleches verwandelte

"Keine Aufregung, Messieurs!" wandte Habib sich ihnen zu. "Spätestens morgen, gleich nach Sonnenaufgang, kommt der Gegenbus aus Gao und nimmt uns mit zurück nach Bindon 5!"

Dabei lächelte er so unbekümmert, als handele es sich hier lediglich um eine kleine Reifenpanne.

Während die Marokkaner sich damitabfanden, überredete Monsieur Renaux die drei Weißen, mit ihm zu Fuß nach Bindon 5 zurückzukehren. Da es sich nur um eine Entfernung von etwa 30 Kilometer handelte und die Dunkelheit erst in sechs Stunden hereinbrechen würde, auch die entlang der Strecke verstreut umherliegenden leeren Benzinkanister ein Verfehlen des Weges nahezu unmöglich erscheinen ließen, brachen sie auf.

Zunächst ging alles recht gut. Monsieur Renaix hatte die Strecke schon einige Male befahren und übernahm deshalb die Führung

Jedoch bereits nach einer halben Stunde war die Stimmung der anfangs so Unternehmungslustigen beträchtlich gedämpfter.

Nach einer weiteren Stunde beschlossen sie, ihre Koffer und Taschen am Wegerande stehenzulassen; der Bus aus Gao würde sie schon mitnehmen!

Als die Sonne endlich glühend hinter dem Horizont versank, hatten die Wüstengänger nicht die geringste Ahnung mehr, wie weit sie vom Ausgangspunkt entfernt oder dem Ziel nahe waren; und als sich später die unnatürlich große und helle Mondscheibe an den östlichen Himmel schob, merkten sie, daß sie sich nicht mehr auf der Fahrbahn befanden.

Sie hatten die Orientierung völlig verloren und jeder von ihnen wußte ,daß das in dieser Landschaft einem Todesurteil gleichkam. Obwohl die Temperatur inzwischen unter den Gefrierpunkt abgesunken war, spürte niemand von ihnen die Kälte. Erst nach stundenlangem, verzweifeltem Suchen stießen sie auf einen Blechkanister; nach weiteren zehn Minuten auf zweiandere: Sie befanden sich also wieder auf der richtigen Fährte. Aber erst, als sie im fahlen Zwielich des heraufdämmernden Tages ihr Gepäck vor sich sahen, wurde ihnen klar, daß sie die verkehrte Richtung eingeschlagen hatten.

"Willkommen, Messieurs! Sie brauchen sich nicht zu beeilen!" begrüßte Habib die erschöpft Heranwankenden und zeigte grinsend auf eine ferne Staubwolke: "Dort kommt gerade der Bus aus Gao!"

"Eure Hoheit Leo Slezak"

Leo Slezak war einmal mit funkelnagelneuen Theaterkrone er für eine Rolle benötigte und von blankgeputztem Messing un schen Edelsteinen nur so funkelte Auslandreise gegangen. In hatte er das unentbehrliche R kurz vor Abgang des Zuges in einfachen Hutschachtel untergeb An der Grenzstation fragte ein ter pflichtbewußt nach verzoll Gut. Obwohl Slezak antwortete, er nichts davon mit sich führe nete der Beamte doch die ihm dächtig erscheinende Hutscha Kaum hatte er darin die pracht Krone mit Hermelininbesatz erb als er sich auch schon unter Bücklingen devot zurückzog: "D untertänigst, Eure Hoheit; ich vielmals, die Störung allergn entschuldigen zu wollen!" stotte daraufhin, während Slezak hu entrauschte

ST

Die St. Vither dienstags, don und Spiel", „F

B 52 an

Zwei At

CUMBERLAND (Ma Düsenmotoren ausge ber der amerikanis fünf Mann an Bord Staate Maryland Die verunglückte Basis Westover (Ma und sollte um Basis Turner (Geor 7.40 Uhr hatte der einer Höhe von 90 kontrollstelle Wash gemeldet, worauf e Aufstieg auf 10.000 Aus 9500 Meter Höh die Kontrollstelle ein bare Funkmeldung: schirmabsprung".

Der Sprecher der rikanischen Luftwaffe mittag, daß sich an ten B 52-Bombers befanden.

Da die Bomben tung hatten, seien plodiert, so daß ke nung der dem Ung ten Zone bestünde.

Nenni zu des linken

ROM. Die Abspaltu gels der sozialistisc hat mit der Bildung ihr Ende gefunden, nur ein Faktor der Unordnung sein ka geringste politische sichert SPI-Führer P nem Leitartikel der Zur Gründung der tei der proletarisch Nenni weiter, in W sich hier eher um e zweifelung denn de gen weist Nenni die nistische Tendenz se ne Beschuldigung zu unausweichlich gemac

FRANKFURT. Die Sache im Auschwitz- der Einvernahme des geborenen ehemalige Broad fortgesetzt. B an den „Selektionen mern teilgenommen, geschlagen oder e Hinrichtungen an de teilgenommen zu ha

Ausgebrocher wieder

Gent. Der Autoba Dhoest, 25 Jahre alt, nen Montag aus der teilung des Gefängni entwichen war und artige Stimmung unt Westbelgiens hervor wieder festgenomme Festnahme erfolgte a nes Bauern hin, der ein gestohlenes Fahr das dem Mörder fü Verproviantierungsfah Dhoest war 1959 dung zweier Autofah ernknechtes sowie w Expreß-Zug Brüs entgleisen zu bringen gen Freiheitsstrafe